Neujahrs-Blatt

von der

Bürgerbibliothek zu Winterthur.

Auf das Jahr

1860.

Einundzwanzigstes Heft.

Die Chronik

des

Minderbruders Johannes von Winterthur.

II.

Winterthur,
gedruckt in der Ziegler'schen Buchdruckerei.



Gezeichnet von Eduard Steiner. Winterthur 1859.

Rudolf Reding von Bibereck ertheilt den Schwizern-Eidgenossen-Rath und Auftrag vor der Schlacht am Morgarten im Jahr 1315.

Druck bei J. Reinhart in Winterthur.

Der Herzog Leopold hat sich wegen verschiedener großen oben aufgezählten Dinge und wegen anderer noch größern, die ich unten erzählen will, mehreren Fürsten, der Kirche und Ländern, staunenswerth und bewunderungswürdig gemacht. Daher konnte nicht uneigentlich auf ihn gewissermaßen das Wort des Psalmdichters angewendet werden, der sagt: „In die ganze Erde gieng ihr Schall aus." [1]) Denn der Name von seiner unbesiegten Tapferkeit erklang in den benachbarten und herumliegenden Gegenden so sehr, daß der König von Frankreich [2]), der damals vor den andern Fürsten benachbarter Länder voraus der erste Herrscher war, von einem besondern Verlangen, ihn zu sehen, so sehr angefeuert war, daß er ihm durch Briefe und die achtungswürdigsten Gesandten im vollen Ernste bedeuten ließ, er möchte an einen ihm beliebigen Ort zu ihm herzukommen geruhen; denn er

---

[1]) Psalm 19, 5 — wieder wie alle biblischen Citate nach der Vulgata, daher in Sinn und Wort nicht immer der hl. Schrift getreu. Hier eine etwas gar starke Uebertragung von der in der Stimme der Weltenwunder ausgekündeten Ehre Gottes auf den Ruhm Leopolds.

[2]) Es ist Karl IV., Sohn Philipps IV. des Schönen, ebenfalls zubenannt der Schöne, welcher, nachdem seine ältern Brüder, Ludwig X., zubenannt Hutin — der Halsstarrige — und Philipp V., zubenannt der Lange, rasch hinter einander durch den Tod vom Throne genommen worden, das Scepter Frankreichs auch nicht lange, von 1322—28, führte. Wir könnten fragen, was für Beweggründe ihn, der an Macht und Herrschaft viel höher stand, darauf brachten, die Freundschaft des viel weniger bedeutenden Leopold so angelegentlich zu suchen. Ein Blick in die Geschichte läßt uns die Antwort finden. Karl gab sich in seiner eigensüchtigen Gesinnung und gewaltthätigen Handlungsweise als den ebenbürtigen Sohn und Nachfolger des in diesen Stücken stark erwiesenen Vaters zu erkennen, schob Bedrückungen und Erpressungen bei jedem Anlaß auf seine Unterthanen sammt und sonders, so daß, was damals viel sagen wollte, selbst die Geistlichkeit vor schweren Auflagen und Abgaben keineswegs verschont blieb. Mag man nun sagen, es sei in einer Zeit wie der damaligen, wo von einem nur etwas geregelten Steuerwesen keine Rede war, der Herrscher eines Landes in außerordentlichen Nothfällen zu derartigen erzwungenen Gewaltmaßregeln getrieben worden, so kann man von dem obigen Urtheil über Karl doch nicht abgehen, wenn er absichtlich falsche Münzen prägen läßt, das eine Mal Kaufleute, das andere Mal Ritter aus ihren Rechten und Besitzungen wegjagt, jeden Umstand und Vorfall aufgreift, alles nur um es zu einer pekuniären Ergiebigkeit auszubeuten. In gar sichtbarer Art kehrte der König die schlimme Seite des angedeuteten Charakters zu Tag in dem scandalösen Kriege mit seinem Schwager Eduard II. von England, dessen Gemahlin Isabella, Karls Schwester, ein ächtes Conterfei der biblischen Isabel, von Frankreich aus in der hinterlistigsten, mit der Maske der Heuchelei überdeckten Weise alle Machinationen betrieb, um ihrem eigenen Gemahl den Thron Englands zu entwinden, wobei der Bruder zu seinem genugsam lohnenden Gewinn, der zunächst in den englischen Besitzungen auf französischem Boden zu holen war, jede mögliche Handreichung zu thun nicht unterließ. Weist uns das Blatt der Geschichte den französischen König so gezeichnet vor, so haben wir jetzt nur noch herzunehmen, was für ein Verhältniß Leopold dem König anzubahnen im Begriff war, und wir werden begreifen, daß sich ein auf Verstärkung seines finanziellen und politischen Vermögens so sehr erpichter Mann nicht lange besann, einen für seine Machtstufe vielleicht nicht ganz anständigen Weg zu einem Niedrigern zu wandeln. Der Herzog nämlich war auch sonst und namentlich seines gefangenen Bruders Friederich halber in eine bittere Feindschaft gegen den Kaiser gerathen und bot die äußersten Anstrengungen auf, Friederichs Befreiung durchzusetzen. Endlich knüpfte er mit Johann von Böhmen, Robert von Neapel und dem Papste, zu denen eben der Herrscher Frankreichs auch selbst gezogen wurde — also lauter Parteigänger gegen den Kaiser Ludwig — ein Verständniß an, dessen Tendenz nichts Geringeres sein sollte, als der französischen Königshand die deutsche Krone zuzuspielen. Daher diese fast entwürdigende Stellung und Sprache Karls, der Leopolden wie ein Vasall seinem Oberhaupt entgegenkommt, mag auch noch ein Theil von der Malerei des ceremoniösen Rendezvous, das einen hübschen Abschnitt selbst in ein Komplimentirbuch der Neuzeit lieferte, auf die Schreibart unsers Chronisten gesetzt und nicht vergessen werden, daß — alle Unparteilichkeit desselben sonst in Geltung gelassen — mit der sonderbaren Ehrender beiden Herren ein dem Hause Oestreichs ergebener Franziskaner die Feder gefüllt hat.

würde sich glücklich schätzen, wenn er in Kurzem seine freudige Gegenwart zu genießen verdiente. Als der Herzog Leopold das gehört hatte und dem Wunsche des Königs äußerst gerne Genüge zu leisten begehrte, sammelte er ein auserwähltes und zahlreiches Heer und zog zum König. Nachdem er nun nach Burgund gelangt war, sah er den König, der seine Ankunft voraus wußte, ihm in unglaub-
1324, 27. Juli. licher Ausrüstung entgegenkommen und ihn mit einem Herzen voll Liebe in unsäglicher Ehrerbietung aufnehmen. Aber da der König von Frankreich den Herzog Leopold, der ihm früher nicht bekannt gewesen, auf sich zuschreiten, vor den übrigen seines Gefolges schlank und von kleiner Gestalt, in einen grauen Rock gekleidet und am Kopfe mit einem geflochtenen oder Zipfelhut bedeckt sah, fieng er bei sich still und mit einem Wort vor seiner Dienerschaft, die ihn geleitete und ihm freundlich beistand, durch deren Erkundigung und Aufschluß er ihn als den Herzog Leopold erkannt hatte, sich über die Maßen zu verwundern an und sagte: „Es ist göttliche, nicht menschliche Gabe, daß ein Mann so klein am Körper, mit so großer Kraft blüht und am Ruhme solcher Auszeichnung und an der Hoheit solcher Macht, Großmuth und Ehre durch mehrere Himmelsstriche des Erdkreises hervorragt."

Als dann beide sammt ihren Heeren mit der holden Begrüßungsansprache, mit den Bezeugungen wechselseitiger Liebe, mit den Umarmungen des Wohlwollens, mit der honigträufelnden Anrede der Gütigkeit und Freundschaft und mit dem Kusse des aufrichtigen Friedens und Bündnisses, auch sonst noch mit vielerlei Beweisen der Ehre und Achtung einander, nachdem sie zusammengekommen waren, aufgenommen und einer gegen den andern die Aufwartung gemacht hatten, begaben sie sich zu Gastmählern und unermeßlichen und unzähligen Erquickungen, und zu Spielen verschiedener Art und zu Schauspielen. Nachdem sie dann mehrere Tage in den Wonnegenüssen und Vergnügungen der Welt hingebracht und der König die einzelnen Großen und Adeligen des Herzogs mit ausgezeichneten Gaben und kostbaren Geschenken beehrt und sie sich durch Verhandlungen, Besprechungen und Berathungen in schwierigen Angelegenheiten [1]), und durch süßschmeckende Genossenschaft und huldvolle, längst gewünschte gegenseitige Besichtigungen gelabt hatten, schieden sie mit der Betheurung einer gegenseitig von nun an zu haltenden unauflöslichen Liebe im freundlichen Lebewohl von einander und kehrten heim.

Um jene Zeit, nämlich das Jahr 1320, wollte der König der Perser [2]) wissen, welche der Glaubenslehren unter allen andern des Erdkreises die gewisseste sei: und schickte nach allen weisen und

---

[1]) Wie der Text heißt, in causis arduis, was gewiß nur auf jenen Plan zu beziehen ist, welcher durch die von Leopold veranstaltete Verbindung ausgeführt werden sollte, aber über unbezwingliche Hindernisse gehen und an dem festen Bestande der politischen Verhältnisse scheitern mußte.

[2]) Es möchte schwer sein, den Perserkönig, der hier gemeint ist, herauszufinden und ihn an die Jahrzahl, wie an die andern Angaben dieser Erzählung, anschließen zu können. Schlagen wir die persische Geschichte auf, so nennt sie uns als Regenten von 1316—1335 den Abu Said, der fast noch als Knabe auf den Thron kam und der Sohn jenes Ilchanen oder mongolischen Landesfürsten Muhammed war, der sich Khudabende, d. h. Diener Gottes, hieß, weil er, ein eifernder Anhänger der Schii, dieser moslemischen Glaubenspartei in Persien den entschiedenen Vorrang verschaffte. Kaum hat der Sohn, auch in der religiösen Richtung des Vaters Nachfolger und somit völliger Schiite, im Jahre 1320 den Gedanken gefaßt, die wahrste Lehre ausmitteln zu lassen, er, der von der Wahrheit der Schii zweifellos überzeugt war. Dennoch

klugen lehrenden Gelehrten, sowohl aus den Heiden als den Christen und Juden, die seiner Botmäßigkeit unterworfen waren, daß sie sich auf einen ihnen angesetzten und vorbestimmten Tag mit

---

halten wir das berichtete Faktum, das wir wahrscheinlich nur in einen andern Zeitpunkt und auf eine andere Persönlichkeit überzutragen haben, in seiner Richtigkeit fest, weil die darin ausgesprochenen innern Momente, die religiöse Spekulation, das Verhältniß der Sekten, die Würdigung des Christenthums dem eigentlichen Persien angehören und daher dem Faktum eine ganz begreifliche Wirklichkeit sichern. Es wird aus mehrfachem Grunde gerechtfertigt sein, wenn wir uns von der eigenthümlichen Erzählung Vitodurans anregen lassen, die Perser von den angezogenen Seiten in eine kurze Betrachtung zu nehmen, dieses schon an sich so merkwürdige Volk und weiter in seiner von Anfang an befreundeten oder so zu sagen verwandten Beziehung zum Christenthum. Um sie hierin genauer zu erkennen, muß man die Eintheilung des Volkes und damit des Landes voranstellen. Die Perser scheiden sich, dem doppelten Bilde ihrer Gottesidee gemäß, in zwei Klassen aus einander, in die Diener des Ormuzd, des guten Gottes, des Lichtwesens, und in die Diener des Ahriman, des bösen Gottes, des Fürsten der Finsterniß. Gerade so zerfiel auch das Land in die zwei Hälften Iran und Turan. Die erste Hälfte, Iran, ist die Heimat der Ormuzdanbeter, das Land des Lichtes und Heiles, wie denn der beachtenswerthe Name ganz darauf leitet. Denn Iran kommt, was nicht mehr zu bezweifeln ist, von dem sanskritischen ârja, ehrwürdig — von dem man sogar einen etymologischen Faden im altdeutschen êra, im neudeutschen Ehre abzieht — altpersisch ârta, und ârjâs, Arier, die Ehrwürdigen, die Adeligen im bürgerlichen und religiösen Sinne nannten sich im Gegensatz zu andern Völkern schon die Inder als Träger des nationalen Geistes im geoffenbarten Glauben und geheiligten Leben. Es erscheinen ferner die Perser bei Herodot unter dem Namen Artâi, was als Worttheil im Königstitel Artaxerxes wiederkehrt. Es hießen desgleichen die Meder Arii, und der Landesname Airjana wird unter den Sassaniden Airan, sodann Iran, und das ist der Name, der im Munde der Perser das Reich im eigentlichsten Sinne bezeichnet, so daß bei ihnen unser Name Persien gar nie, weder in alter noch neuer Zeit vorkommt, weshalb er denn nun auch aus den Werken der deutschen Geographen wie Ritter, Berghaus und anderer verschwunden und durch Iran ersetzt ist. Ja aus der nämlichen Wurzel erwuchs jenes Airjaka, das zu Irak wurde und jetzt noch der Name für Medien ist. In diesem Iran, dem mittlern Südasien, waren die in Gott und ihrem Glauben bevorzugten Zendstämme, die geliebten Verehrer des reinen Lichtgeistes. Dem Iran gegenüber aber lag besonders im Norden Turan, der Schauplatz für die bösen Mächte des finstern Ahriman und darum der Sitz feindlicher Barbaren, blinder Götzendiener, die wohl den Persern unterworfen waren, aber es nie und in keiner Hinsicht zu einer Ebenbürtigkeit mit den Zendvölkern bringen konnten. Der Gegensatz zog sich wie eine scharfe Grenzlinie durch das Bewußtsein jedes ächten Persers, der sich in keiner höhern Stellung denken konnte als dem Lichtgott anzugehören, dessen würdigstes und der Unendlichkeit entsprechendstes Symbol er in der Sonne fand, weil es sozusagen das Bedürfniß der Seele ist, für das sittlich Gute die Hülle des physisch Reinen und Schönen zu wählen. Daher zogen denn auch diesen Sinn und Namen die Könige der Perser gerne auf ihr eigenes Wesen herab, als seien sie oder sollen sein die Abbilder der Gottheit, von ihrer Höhe aus zu leuchten über das unter ihnen stehende Volk, an sich gewiß kein mißfälliger Begriff, wenn er eben nur nicht verdunkelt oder verfälscht worden wäre von der naheliegenden Prätension, daß sie als solche Abbilder oder selbst Ebenbilder der Gottheit auch göttliche Verehrung genießen wollten, woraus dann jener unglückselige Despotismus entsprang, der wie ein unbezwinglicher Fluch durch alle Reiche des Morgenlandes gegangen ist. Wir sehen die Sache in einer recht belehrenden Weise bei Kyros. Um die lästige Fremdenherrschaft der Meder zu brechen, waren die Perserstämme zusammengetreten und hatten einen Edlen ihres Landes, Agradatos, zu ihrem Führer und König gewählt. Er nannte sich Chor, d. h. Sonne, oder Chorschid, Regierungssonne, woraus die Griechen Kyros machten, während ihn die Bibel ursprünglicher und richtiger Koresch schreibt. Und die Sassaniden, das hochherzige Fürstenhaus des unter ihm blühenden Perserreichs, nennen sich auf ihren Münzen und in ihren Briefen die Brüder der Sonne und des Mondes. Mit solcher Verehrung des göttlichen Wesens und solcher Anschauung seines Symbols im Lichte hängt es zusammen, wenn der Perser nur denkend oder deutend die Anbetung des Ormuzd übte und jede äußere Darstellung, jede sinnliche Gestaltung, jeden Bilderdienst der Gottheit verwarf. Aus diesem und keinem andern Grunde ist es zu erklären, daß die Juden unter Kyros, dem sie mit ihrem bilderlosen Monotheismus Jehovahs lieber als jede andere polytheistische Nation geworden waren, eine so gute Behandlung genossen und nicht nur den Weg ihrer Heimkehr antreten, sondern sogar alle heiligen Geräthschaften ihres Kultus mitnehmen durften. Ebensowenig haben wir es nicht anders zu verstehen, wenn Kambyses in Aegypten viele Götzentempel verbrennen läßt und dem angebeteten Stier Apis eigenhändig den Kopf wegschlägt, und es geschieht mit Unrecht, daß man ihm dies gewöhnlich als Ausbruch bloßer Brutalität anzurechnen pflegt, indeß es durchaus als das aufgefaßt werden muß, was im innersten Gefühl und Begriff ein Perser aus der Zendheimat barg, dem eben jede grobe Figürlichkeit Gottes und nun vollends in einer Thiergestalt ein absoluter Gräuel war. Was für ein Boden war aber damit in Persien dem Christenthum bereitet und wie begreifen wir es nun so gut, daß, was unser Chronist mit sichtbarem Nachdruck hervorhebt, das Christenthum gerade — als die reinste Gottesverehrung im Licht! —

Hintansetzung aller ihrer Geschäfte, seinen Augen bei Strafe seiner Ungnade [1]) darstellen sollten. Als sie sich versammelt hatten und vor ihm insgesammt erschienen, fragte er sie, welcher Glaube der Welt

---

bei jedem Perser, je ächter er iranisch und nicht turanisch dachte, desto leichter den Vorrang vor aller andern Religionsweise erhielt, und wir wissen auch, daß Persien dem Christenthum frühe schon mit größerer Vorliebe als irgend ein anderes Reich Asiens in seinem Schooße Raum gestaltete. Es ist keineswegs als vereinzelte oder abrupte Erscheinung anzusehen, wenn in der Mitte des dritten Jahrhunderts unter dem Sassaniden Schapur I. (griechisch Sapores) Mani sich aus dem Bunde der Mager erhebt und, sich selbst als Paraklet oder als der verheißene Tröster in die Mitte stellend, zwischen Christus und Zoroaster oder eigentlich Zarathustra eine Einheit stiften, aus Christenthum und Parsismus eine Gesammtkirche bauen will, um mit einem so großartig geschaffenen Lichtreich Ahrimans finsteres Nacht- und Nothreich für immer vollständig zu vernichten. Trat dem Mani doch selbst das Königshaus bei, und was für eine Bedeutung die Manichäer lange in und außer Persien behaupteten, ist bekannt! Ja muß es uns nicht als ein gewisser Grundton neutestamentlicher Denkweise entgegenkommen, wenn am Schluß des fünften Jahrhunderts unter dem Sassaniden Covad der andere Mager Mazdak äußerst demokratisch, aber wahrlich auch urchristlich mit der Lehre auftritt, daß alle Menschen vor Gott gleich seien und jeder Standesunterschied verschwinden solle, daß man diese Gleichheit auch in der Gemeinschaft der Güter unter die Menschen bringen, deshalb die solche Gleichheit und Einheit störenden Uebel, wie Kleiderpracht, Luxus u. s. w., abthun und der Mensch sich aller überflüssigen Genüsse entäußern müsse, um nur noch von Früchten leben zu können, eine Lehre, mit welcher Mazdak die persische Aristokratie furchtbar verletzte und zu seiner bitter verfolgenden Feindin machte, aber sich auch in seinen Mazdakiten einen mächtigen Anhang schuf, daß die Aristokraten, so sehr sie gegen ihn Flammen spien und seine Lehre verfluchten, doch nicht Hand an ihn zu legen wagten. Zu welchem Ansehen gelangte das Christenthum vollends unter dem Schahinschah (d. h. König der Könige) Chosru, Covads Sohn, welcher, wie er sich denn auch selbst den Zunamen Nusch rewan oder Nuschirwan, d. h. großmüthige Seele, beilegte, in einem wahrhaft erhabenen Sinne fast ein halbes Jahrhundert hindurch an der bessern Bildung, ja europäischen Civilisation der Perser arbeitete, von außen her alles Gute und Schöne, griechische Philosophie und christliche Institute nach Persien verpflanzen wollte, Erziehung und Ackerbau förderte, Schulen einführte und im eigentlich christlichen Geiste Waisenhäuser und Rettungsanstalten errichtete. Seine Gemahlin Sira war geradezu Christin und sein Sohn Nuschizad Christ. Kurz, das christliche Wesen konnte sich in einem günstigen Erdreich gewissermaßen entfalten und wir glauben, es erhelle aus den bisherigen, wenn auch nur kurzen Skizzen, in welch' innerm Zusammenhang mit dem Parsismus und in welch' äußerer Stellung bei Fürst und Volk wir uns das Christenthum in Persien zu denken haben. Wenn uns dem gegenüber die Geschichte von Christenverfolgungen berichtet, so wird Jeder, der sein Auge in die Aufsuchung der Ursachen wendet, bald erkennen, daß die Christen solche Verfolgungen größtentheils selbst verschuldeten, das eine Mal durch unvorsichtige Aeußerungen über den Hof, das andere Mal, wenn der Bischof Abdas von Susa einen Feuertempel, des Persers geweihtestes Heiligthum, muthwillig zerstört, das dritte Mal, wenn sich die persischen Christen, ohne Zweifel von dem immer herrschsüchtiger werdenden Geiste der römischen Priesterschaft angesteckt, in politische Händel mischen und bei der feindseligen Spannung zwischen Rom und Persien den Verdacht auf sich laden, daß sie römische Kundschafter aufnehmen und zugleich bei dem Kaiserthron und Apostelstuhl Roms die verrätherischen Angeber spielen. Uebrigens gab es seit dem fünften Jahrhundert, seit Yesdijird II. (griechisch Isdegerd) keine Verfolgungen der Christen im allgemeinen Sinne mehr, sondern nur insofern, als man, im religiösen und politischen Gegensatze gegen Rom, sie zwingen wollte, sich zu dem in der römischen Kirche verdammten Nestorianismus zu bekennen, zu der Lehre des Nestorius, der, seit 428 Metropolit von Konstantinopel, behauptet hatte, man müsse in Christus nicht einseitig nur die Eine Natur, die Gottheit, hervorheben, vielmehr die beiden Naturen, die menschliche und göttliche, gehörig auseinander halten und darum die Maria nicht Gottesgebärerin, sondern Christusgebärerin nennen. — Waren so die Verfolgungen mit der Zeit verkürzt, gemildert und ganz zurückgetreten und hatte das Christenthum gerade zu der Zeit, da Vitoduran es schrieb, unter den persischen Mongolen eine ganz freie Bewegung, so dürfen wir uns doch nicht einbilden, es habe seine überwältigende Macht über die andern Religionen bis zum Zielpunkt *seiner alleinigen* Geltung geübt, vielmehr waren die Religionsparteien, die unsere Chronik anführt, damals in mannigfaltiger Zahl vorhanden. Schon aus der bisherigen Darstellung ist zu entnehmen, daß von früher her verschiedene Richtungen in Glauben und Leben vorhanden sein mußten. Rechnen wir weiter hinzu, daß kurz vor dem Auftreten Manis die Mager oder persischen Theologen über der Frage, ob Ormuzd und Ahriman als ein von Beginn der Welt vereintes Gesammtwesen oder als zwei schon damals entgegengesetzte Urgewalten zu denken seien, in Monadisten und Dualisten auseinander gingen, gerade wie die christliche Kirche durch alle ihre Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag Unitarier und Trinitarier zählt. Es waren ferner die Juden im Lande ziemlich einheimisch und hatten mehr oder minder verbreitet ihre Synagogen. Wir wissen ebenso, daß mit dem achten Jahrhundert der Islam den Eingang in Persien zu erstreiten vermochte, und wenn er auch den abstracten Monotheismus in seinem Gefolge hatte, so brachte er doch mit seinen beiden verfeindeten Hauptsekten,

der wahrste und zuverlässigste sei. Auf diese Frage antworteten die einzelnen Glaubensparteien und behaupteten, daß sie selbst in der Zuverlässigkeit und Wahrheit vor den andern voranstünden. Der König fragte hierauf die einzelnen Parteien wieder, welche Lehre sie nächst ihrer eigenen für die wahrste und das Heil am meisten sichernde ausgäben. Auf diese Frage stellten die Einzelnen in der zweiten Erwiederung nächst dem ihrigen den katholischen [2]) Glauben als den bewährten und ächten allen Lehren voran.

Aus diesen Antworten zog der König einen Schluß und schob das Wort ein: „Nach euern Aussagen also ist die Lehre der Christen die gewisseste und wahre, da sie den Menschen, der sie bekennt, selig machen kann." Er ließ darum seinen leiblichen Bruder Christ werden dadurch, daß dieser die heilige Taufe annahm. Er selbst aber verblieb im Religionswesen des Heidenthums [3]), weil er seine königliche Würde nicht preisgeben wollte, die er freilich unverzüglich verloren hätte, wenn er mit seinem Bruder den katholischen Glauben angenommen hätte. Sein Bruder aber, der im Glauben allmählig fortschritt und anwuchs, verharrte darin bis zum Tode des Königs. Als dieser gestorben war, fiel er vom Glauben Christi ab, damit er, wenn er den Glauben hintangesetzt und

---

den Schiiten und Sunniten, eine unheilvolle Zertrennung der Gemüther, wie er denn überhaupt unter dem Volke der Perser nicht als der Aufgang des Heiles und Friedens gepriesen werden kann. Denn hatte der Geist und das Wort Zoroasters ein thätiges Leben, eine zum Licht emporstrebende Energie und Tüchtigkeit geweckt, so schienen diese Segnungen mit dem Siege des Propheten Allahs zu fliehen und an deren Stelle Faulheit, Tücke, Raubsucht zu treten. Wir wollen die Schuld hievon nicht gerade dem Islam selbst und dessen Offenbarungszeugniß, dem Koran, beimessen, sie mag uns eher in dem wilden Charakter zu suchen sein, den die daherstürmenden Söhne der Wüste unter das Zendgeschlecht mitbrachten und mittheilten. Die beiden Hauptsekten, die sich zugleich als besondere Fractionen Alis und Omars gegenüberstanden, unterschieden sich so, daß die Schiiten, Alis Partei, ganz streng nur an dem Buchstaben des Koran, als der einzig untrüglichen Offenbarung, festhielten, während die Sunniten, Omars Partei, noch die Sunna oder die Tradition neben den Koran setzten, gerade wie auch wieder die katholische Kirche in ihrer Tradition eine Seitengängerin unserer heiligen Schrift aufgestellt hat. — Was nun endlich noch die Angabe Vitodurans betrifft, daß ein Perserkönig zu dem angegebenen Zwecke eine Versammlung theologischer und anderer Gelehrten veranstaltet habe, so ist auch dieses Verfahren am persischen Hofe keineswegs unerhört, sondern eine von Alters her bekannte Uebung. Als unter der macedonisch-seleucidischen und parthischen Herrschaft die Schriften wie die Lehren Zoroasters in den Hintergrund getreten und durch Beimischung anderer zweideutig geworden waren, ließ der erste Sassanide, Ardschir (griechisch Artaxerxes I.), eine große Versammlung der gelehrten Mager abhalten, wobei 80,000 erschienen seien, welche der König, da unter so viele Köpfe keine Einstimmigkeit kommen wollte, durch immer und immer wieder vorgenommene Auswahl auf sieben herabgebracht habe, von denen dann einer als der gelehrteste und weiseste, Namens Erdaviraph, bei der Wiederherstellung der heiligen Doctrin die Leitung übernahm. Als Mani mit seiner Lehre zum Aerger der orthodoxen Mager durchdrang, ließ Bahram I. (griechisch Varanes) zwischen ihm und denselben eine Disputation veranstalten, die freilich zum Unheil und förmlichen Todesurtheil Manis ausschlug. Aehnliches wird von Chosru erzählt, um durch vereinte Berathungen der Gelehrten die beste Lehre und Methode ausfindig zu machen, mit denen er die Bildung der Perser zuwege brächte. — Wir haben somit bei der ganzen Prüfung der innern Zustände Persiens und seiner geschichtlichen Verhältnisse zum Christenthum nicht ein einziges Moment angetroffen, auf welches wir die Unwahrscheinlichkeit unserer vorliegenden, für die Stellung des Christenthums sehr bedeutsamen Erzählung gründen könnten und zollen sonach derselben vollen Glauben, wenn wir die Jahrzahl auch für verschoben halten und die ganze Sache eher einem Perser aus der Zendheimat als einem schiitischen Mongolen übergeben möchten.

[1]) Zur Verdeutlichung des Sinnes so übersetzt. Sonst wäre der Text sub obtentu suæ gratiæ wörtlicher: unter Vorbehalt seiner Gnade, insofern sie seine Gnade behalten wollten.

[2]) Hier natürlich nicht im konfessionellen, sondern allgemeinen Sinne so viel als „christlich" zu fassen.

[3]) Wir müssen uns an dieser Bezeichnung auch da, wo von Bekennern monotheistischer Religionen, wie z. B. von Moslemin, die Rede wäre, bei Vitoduran nicht stoßen, da er alles, was nicht innerhalb der Kirche Christi steht, schlechtweg unter den Gesammtbegriff des Heidenthums zusammenrechnet.

abgelegt habe, das Reich des Bruders vermittelst Erbschaft an sich zöge. Denn wenn er in demselben verharrt hätte, so wäre er zum Besitze des vom verstorbenen Bruder hinterlassenen Reiches untauglich gewesen. Bevor er also des Reiches Persien beraubt sein und ermangeln wollte, wollte er lieber auf den rechtmäßigen Glauben, außerdem doch das Heil nicht ist, verzichten. Daher tritt hierin an den Tag, daß er die Wurzel des Glaubens nicht hatte, weil er eine Zeitlang glaubte und zur Zeit der Versuchung, nämlich des Glückes, zurückwich [1]), indem er ja vom Glauben abfiel und den königlichen Schmuck umarmte.

Um diese Zeit faßte ein Mann aus einem teuflischen Antrieb Ekel und Mißfallen am Leben der Sterblichen, stieg auf die Brücke des Rheins bei der Stadt Stein und stürzte sich, wie es heißt, mit den Worten: „Was ist dieses zeitliche Leben als nur essen und trinken, schlafen, beischlafen, Abends zu Bette gehen, Morgens aufstehen, fleißig sich entleeren, Winde und Wasser lassen, arbeiten" von der Brücke in die Tiefe des Stroms, um, von dessen Wellen verschlungen und ersäuft, aus dem gegenwärtigen Leben weggenommen zu werden.

Als ferner ungefähr zu dieser Zeit viele Christgläubige in Baldach, einer dem Religionsdienst Muhammeds ergebenen Seestadt [2]), gelandet und Einer aus ihnen bei gefundener Gelegenheit ein Fenster, durch welches die Sarazenen ein muhammedanisches Heiligthum anbetend zu berühren pflegten, mit seinem Unrath zur Verachtung desselben besudelt und es die Götzendiener erfahren hatten, so hätten sie die Christen in Wuth niedergemacht, wenn sie sich nicht an einen Schutzort geflüchtet hätten.

1303, 22. Oktob. — 1304, 7. Juli. Auf Bonifacius VIII. folgte Benedikt XI., ein Lombarde, aus dem Orden der Prediger, und saß 10 Monate 4 Tage. Er erläuterte [3]) huldvollst die Verordnung seines Vorgängers: «Super cathedram». Er starb, wie von Einigen berichtet wird, an dem ihm listig vorgestreckten Genuß von Gift. Seine erwähnte Erläuterung beginnt: «Cum inter cunctas.» Wenn diese noch ungeschmälert in ihrer Kraft bestünde, so wären die Prediger und Minderbrüder durch die Kirche in höherm Ansehen.

1305, 5. Juli. Ihm folgte Clemens V., ein Gascogner, der die Erläuterung seines Vorgängers zurücknahm. Denn er hielt bei Vienne [4]) eine Kirchenversammlung, wo er das siebente Buch der Decretalen auf-

---

[1]) Aber sie haben keine Wurzel, heißt es im Gleichniß vom Säemann, Lucä 8, 13, glauben nur eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab, eine Stelle, welche dem Chronisten sichtbar in lebendiger Frische vor der Seele schwebte und zur Stütze diente.

[2]) Wir haben an nichts anderes zu denken als an Bagdad, dem der Name Baldach ohnehin am ähnlichsten klingt. Wenn Vitoduran sie eine Seestadt nennt, so ist dies ein Versehen, das wir ihm in Berücksichtigung von dem damals äußerst lückenhaften Stande der Geographie und bei der allzu großen, mit den Verkehrsmitteln jener Zeit nur mühsam durchdrungenen Entfernung der Länder, gerne zu gute halten.

[3]) Was bei einer vom päpstlichen Stuhl ausgegangenen Schrift nur wieder durch den päpstlichen Stuhl, also die gleiche Autorität geschehen konnte, damit es vor dem Forum der ganzen Kirche als eine authentische Interpretation gelten konnte.

[4]) In Frankreichs Dauphiné an der Rhone, wo auch nach einem Jahrzehend, nämlich 1314, das Auflösungsurtheil über den Orden der Tempelherren gesprochen und wirklich vollzogen wurde, indem Clemens, vom französischen Hofe beherrscht, den Gelüsten des gewaltthätigen Philipp IV nicht zu widersprechen wagte.

stellte; aber zuletzt von Reue getrieben verbot er durch eine besondere Vorschrift es zu veröffentlichen. Es wurde jedoch durch seinen Nachfolger veröffentlicht. Da wurde «Super cathedram», die Verordnung Bonifacius VIII. durch eine Clementine [1]), die anfängt: «Dudum a praedecessore edita», erneuert, zu Nachtheil und großer Beschwerung der Bettelorden.

Um diese Zeit stand eine ungeheure Menge Gläubiger, von der Predigt eines Mannes bewogen, auf, um das Grab Christi und das heilige Land aus den Händen der Heiden zu entreißen. Sie 1309.
rüsteten sich zur Ausführung der Reise und zogen je zwei und zwei daher, der Reihe nach, bewaffnet und in guter Ordnung gehalten, indem sie an den einzelnen Orten, durch welche sie kamen, die Leute um ein Almosen oder die Zustimmung baten, ihren Marsch und die so segensvolle, freiwillig übernommene Reise vollenden zu dürfen. Sie brachten eine große Menge Geldes auf folgende Weise zusammen.

In den einzelnen Flecken, Dörfern und Städten, durch welche sie unter mit dem Kreuze Christi

---

[1]) Die Clementinen, Clementinae, sind eben wesentlich aus den Constitutionen oder Verordnungen entstanden, die der Papst Clemens V. auf jener allgemeinen Synode zu Vienne erlassen hatte. Sie sind darum nach ihm benannt und werden auch als das siebente Buch der Decretalen bezeichnet. Clemens sandte sie dem Consistorium der Kardinäle und der Universität Orleans zur Einsicht und Annahme ein und der Nachfolger, Johann XXII., brachte sie durch das Medium der Universitäten Paris und Bologna zur allgemeinen Anerkennung, um sie so mit Zustimmung der Kirche und öffentlichen Meinung an die bestehende Gesetzessammlung der Decretalen als anerkannte Fortsetzung anzuschließen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß Clemens der letzte Gesetzgeber der Kirche in diesem Sinne gewesen ist und der große Kirchencodex hinter ihm abgeschlossen wurde. Man kann es begreifen. Die Idee vom Papste, als sei er ein in unerreichbarer Höhe unfehlbarer Vollkommenheit gebietender Stellvertreter Christi oder Gottes, war abgeschwächt; die großen Concilien verlangten jene Autorität, die bis dahin dem nicht immer würdigen Oberhaupte überlassen worden, in der obersten Gesetzgebung und Kirchenregierung zu zertheilen und in sich selber aufzunehmen; das erwachte Ringen aller Classen und Stände, in eine selbstständige, selbstthätige Stellung einzutreten, stieß nicht nur an die Throne der Könige, sondern auch an den Stuhl des Kirchenfürsten, um diesem wie jenen den hundertjährigen Grund- und Untersatz einer absoluten Gewalt wegzunehmen. Mit Einem Wort, es lag im Gange der Geschichte, daß auch die Kirche nicht mehr als stummer Unterthan ihre höchste Gesetzgebung nur aus Einem diktirenden Munde empfing. Was nachher an das abgeschlossene Gesetzbuch angereiht wurde, sind besonders nur Zusätze und Erläuterungen durch die Hand derer, welche das Gesetzbuch herausgaben und glossirten, wie namentlich die spätere Sammlung Constitutionen von Johann XXII. bis Sixtus IV. Daß dieser Anhang vor der Kirche als gleichsam außer den Thoren oder Grenzen des sicher geltenden Rechtes entstanden angesehen wurde, beweist schon der ihm ertheilte Name Extravagantes, weshalb dieselben, wenn auch aufgenommen in das Gesetzbuch, im gerichtlichen Falle doch nie eine ganz unbestrittene Geltung erhielten, und je nach Sache, Ort und Person eine schwankende Auslegung und Anwendung erfuhren. Das eigentliche Corpus juris canonici war und blieb in jenen Grundlagen, im Decret Gratians und in den Decretalen Gregors IX., Bonifacius VIII. und Clemens V. oder den Clementinen begriffen, das, in verschiedenen Zeiten gefertigt, der Zeiten verschiedenen Geist und Ausdruck bekam, doch mit einer gewissen Vollständigkeit über alle Fragen entschied, welche im Umfange der christlich gestalteten Verhältnisse, im kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Leben vorkommen mochten. Abgesehen von der Bedeutung, die das Gesetzbuch in der speziellen Gerichtspraxis an sich zog, hat es der Zeit und Christenheit auch einen allgemeinen Segen gebracht. Denn von der abendländischen Kirche als unbezweifelte Norm anerkannt, bot es ein zuverlässiges Recht dar und stand wie eine Pallisade da, an der sich die nicht selten auffahrenden Wellen päpstlicher und überhaupt priesterlicher Willkür brachen. Anderseits bildete es eine wohlthätige Schutzwehr für die Rechte der Kirche, wo im übertriebenen Gegensatze vom weltlichen Standpunkt aus ungehörige Angriffe auf dieselben gewagt wurden. Wenn sich Vitoduran Namens der Bettelorden über die Constitution Bonifacius VIII. und deren Erneuerung durch Clemens V. beschwert, so geschieht es eben deshalb, weil in derselben die feststehende Verfassung der auf gesetzlicher Unterlage ruhenden Kirche gewahrt wurde gegen die Illegalität subjectiver Gefühle, in deren launigem Spiel gerade die Bettelorden, mochten sie sich dabei auch der Kirche oder eigenthümlicher dem päpstlichen Stuhle als ergeben erklären, das consequent redende richtende Recht und Gesetz als unwillkommene Schranke ihrer Ideen oder Interessen übersprangen.

prachtvoll bemalten Fahnen zogen, strömten die Leute, sie zu sehen, schaarenweise zusammen und reichten ihnen wetteifernd hülfreiche Hände. Sie führten das begonnene Werk nicht durch, sondern kehrten, als sie bei Marseille und an andern Orten zum Meere kamen und es gerade stürmisch sahen, mit dem so schmählich erworbenen Gelde erschrocken um. Deshalb ist an ihnen das Wort des Psalmisten wahr geworden, der sagt: „Man sah das Meer und floh." Und zwar sage ich das vom Meer im leidenden Sinne genommen.[1]) Denn sobald sie, Einigen zufolge, das Meer sahen, flohen sie auf der Stelle. Andere aber sagen, es seien von Anfang an Betrüger gewesen und sie hätten das Gut der Leute auf solche Weise schlau zusammengerafft und so unter schlechtem Namen im Besitz behalten; denn Unwissenheit und eine nur etwelche Gelderpressung schließen den Freiwilligen schlechthin aus.[2]) Diese Leute hatten keine Wurzel[3]), auch nicht auf die erste Weise[4]), weil sie zur Zeit der Versuchung zurückwichen. Ich habe sie selbst gesehen und damals war ich noch ein ganz neuer Schulknabe.[5])

Ueber den Kaiser Heinrich VII., von welchem ich zu erzählen angefangen habe, muß man wissen, daß er, nachdem er von den Fürsten rechtmäßig und einmüthig erwählt und dies dem Papst Clemens V. durch ihren Beschluß und die Gesandten des Kaisers Heinrich bekannt und von ihm und seinen Cardinälen über die Person Heinrichs und dessen Glauben und Rechtschaffenheit, dessen Aufführung, Zustand und Verhältnisse eine Besprechung und Prüfung gehalten und ihr Wohlgefallen geäußert worden war, unverzüglich zum König der Römer ernannt, angekündigt und erklärt wurde. Und hernach schickte ihm, wie Heinrich gebeten hatte, der Papst von Avignon, wo er damals mit seinem Hofe den Wohnsitz hatte, durch Cardinäle die Würdezeichen der Weihung und Krönung nach Rom hinüber.

---

[1]) Es ist Psalm 114, 3. Der angeführte Vers wie überhaupt der ganze Psalm besingt das Wunder, das Israel in seiner Ausführung aus Aegyptens Diensthaus und Hinführung in Canaans verheißenes Erbland erfuhr. Da, als die Kinder Israels dem rothen Meere sich nahten, traten, wie bekanntlich die mosaische Urkunde berichtet, die Wasserfluthen zurück, und dies drückt der Vers des Psalms in dichterischer Wendung so aus: „Das Meer sah dies und floh", so daß das Meer das sehende und vor Israel fliehende, somit gleichsam das active Subject ist. Im Zusammenhang unserer Stelle aber sind die Menschen die sehenden, vor dem Meer fliehenden, das Meer also gesehen und geflohen werdend, desnahen in passive Beziehung umgesetzt und eben darum sagt Vitoduran, er nehme hier das Meer im leidenden Sinne.

[2]) Der Chronist will mit diesen etwas unklaren Worten sagen, daß Derjenige, der auf einen Kreuzzug geht und einerseits nicht weiß, wohin und um welchen Zweck es gilt, anderseits den Weg zu irgend einer Gelderpressung, und wäre es zuletzt nur ein Almosenbetteln, benutzt, kein Freiwilliger — voluntarius — mehr sei, d. h. kein Kampfgenosse oder Kreuzfahrer, der aus freiem Antrieb, aus selbstentglühtem Eifer für die heilige Sache das Kreuz nimmt, sondern von fremdartigen Motiven oder unreinen Interessen fortgezogen wird. Dann trägt er nicht mehr seinen ehrenhaften, vielmehr jenen schlechten Namen, unter dem diese falschen Pilger das mit dem Vorgeben eines Kreuzzuges gesammelte Geld im Besitz behalten.

[3]) Wieder eine Erinnerung an Luc. 8, 13.

[4]) Nämlich als sie noch in geordnetem Zuge und mit einem vielleicht damals noch bessern Vorhaben durch die Länder gingen.

[5]) Wir müssen uns denken, daß Vitoduran sie sah, als sie sich auf den verschiedenen Wegen wieder zerstreuten und heimkehrten, und da er, wie aus andern Stellen der Chronik erhellt, diese erste Schulzeit in Winterthur verlebte, so müssen wir annehmen, es seien solche Schaaren als Bruchstücke des verfehlten Kreuzzuges auch durch Winterthur gezogen, wenn man nicht auf eine Reise Vitodurans — etwa Ferienreise — fallen will, was er indessen ohne Zweifel bemerkt haben würde.

Dann leistete Heinrich ihnen an Papstes Statt den schuldigen Eid der Treue und des Gehorsams. 1312, 9. Juni.
Hernach aber schwankte Heinrich, wie es dem Papste schien, einiger Maßen im Eide und verläugnete ihn theilweise.[1]) Das steht im siebenten Buch der Decretalen, in einer Abtheilung, die anfängt: «Principes Romanorum orthodoxae fidei.»

Zwischen dem Kaiser Heinrich und dem König Robert von Apulien[2]) erhub sich ein großer Stoff der Störung und Zwietracht. Denn der Kaiser behauptete, daß sich der König von Apulien gegen

---

[1]) Vitoduran drückt den vermeintlichen Fehler des Kaisers gegen den Papst sehr gelinde aus, und in solcher Weise war die Sache schon zu jener Zeit gedeutet, ja ein kaiserliches Verschulden geradezu in Abrede gestellt worden. Das gute Verhältniß zum Papste, welches Heinrich immer höchst rücksichtsvoll und ehrerbietig, schon wegen seiner eigenen Interessen in Italien, aufrecht zu erhalten gesucht hatte, wurde nämlich auf folgende Weise getrübt. Als Robert von Neapel, der dem Kaiser auf italienischem Boden überall Schwierigkeiten und Feinde in den Weg stellte, denselben entschlossen sah, zur Bestrafung seiner, des feindseligen Königs, und zur Vertreibung der Franzosen überhaupt den Zug nach Neapel zu thun, wandte er sich um Hülfe rufend an Philipp von Frankreich und den Papst in Avignon, und Clemens, ganz am Gängelbande Philipps, welch' letzterer auf jeden Schritt der Deutschen durch Italien einen scheelen Blick warf, mußte sich, ob er wollte oder nicht, Roberts und Neapels annehmen. Er bemühte sich anfänglich, den Kaiser mit begütigenden Worten von dem Plane des Zuges abzubringen und schrieb ihm, Neapel sei ein unantastbares Lehen des Petristuhles, er soll ihm dieses Land, ein Kleinod seiner Seele, ja nicht angreifen, es ruhe mitten in seinem apostolischen Herzen. Allein Heinrich nahm seine Stütze bei den einheimischen Rechtsgelehrten. Diese führten seit der Wanderung des Papstes nach Avignon eine immer freiere Sprache gegen die Curie, lehrten auf den Universitäten Italiens in der Anschauung der neuen Rechtswissenschaft, vertheidigten die Gesetze Justinians, in denen die Rechte des Kaisers gegen diejenigen des Papstes hervorgehoben waren, in ihrer Richtigkeit und behaupteten sogar ungescheut — damals sehr gewagt! — die Unfehlbarkeit dieser Gesetze sei ebenso gewiß als die Unfehlbarkeit des Papstes. Da wurde Clemens bitterer, verbot im Namen der Kirche dem Kaiser geradezu, einen Schritt weiter gegen Neapel zu gehen und drohte, sofern er es thäte, den Bannfluch über ihn zu verhängen. Aber auch Heinrich, der bisher so nachgiebige und folgsame Kaiser, faßte sich ein Herz und gab dem Papste nach Avignon frischweg die Antwort zurück: „wenn Gott mit ihm sei, fürchte er weder den Papst noch das, was dieser Kirche nenne." Hierüber beschuldigte die guelfisch-französische Partei den Kaiser des vollständigen Eidbruches, unser Chronist einer leichten Schwankung im Eide, mit dem naiven Zusatze: „wie es dem Papste schien".

[2]) Er war der jüngere Sohn Karls II. aus dem Hause Anjou und folgte seinem Vater in der Regierung Neapels beinahe zu der nämlichen Zeit, als Heinrich von Luxemburg zur deutschen Kaiserkrone bestimmt wurde und eben die Strömung Italiens stark in das Lager der Guelfen und das hinter diesem liegende Interesse Frankreichs trieb. Ein übles Vorzeichen für Heinrichs Zug nach Italien! Hier hatte der Kaiser auch wirklich kaum von einer Hand so viele Feindseligkeiten zu erfahren als von Robert. Der neapolitanische Fürst, von vielerlei meist eigenen, am wenigsten wahrhaft kirchlichen oder gar rein religiösen Interessen bewogen, war, wiewohl Andere ihn als einen Schild der Kirche ansahen, ebenso gut im Dienste der eigenen Leidenschaft wie des Papstes und des französischen Thrones und schlug mit dem Kreuz und mit dem Schwert in das Gedeihen der kaiserlichen Sache. Den ärgsten Widerstand aber entwickelte er mit und von dem eng verbündeten Florenz aus, das gegen deutsche Herren und Herrschaft in Italien einen tödtlichen Haß hegte und wo die guelfische Partei der Schwarzen und die jetzt freilich vertriebene ghibellinische Partei der Weißen wilde Scenen blutiger Verfolgung aufführten. Auch das ist wahr, was die Chronik meldet, daß Robert, wie besonders schon sein Vater Karl, Ansprüche und Güter, die dem Reiche zuzurechnen waren, von diesem hinweg auf das Haus Anjou herübergezogen und die Reichsregierung bis auf die einzelnen Beamten- und Bedientenstellen herab zu verwischen gesucht hatte. Von einer rückgängigen Bewegung Roberts, wie der Kaiser gefordert, war begreiflich keine Rede. Nun griff Heinrich in der That zu einem förmlichen Prozeß gegen den neapolitanischen König und das mitverschworne Florenz, ließ über beide als Aufrührer und Majestätsverbrecher furchtbare Proklamationen im Style jener Zeit ergehen und nannte den König einen Sohn des Satans, der vom Marke des Reiches zehre und der, sobald er in seine Hände falle, das frevelnde Leben unter des Henkers Beil enden müsse. Aber solche Proklamationen, giengen sie als Achtserklärungen von des Kaisers, als Bannflüche von des Papstes Stuhl aus, wirkten bei dem Volke auf dem damaligen Standpunkte nicht mehr wie früher und glichen dem brausenden Ungewitter, bei dessen Blitz und Donner man getrost darüber ist, daß man doch am Leben bleibe und nachher die Sonne wieder sehe. Darum mußte Heinrich, wenn die fürchterlichen Donnerworte nicht unter dem Gelächter der Zeit leer verhallen sollten, auf dieselben den ernsten Nachdruck in der strafenden That legen und rüstete sich so zu jenem Zuge nach Neapel, den wir oben berührt haben.

ihn mit Einigen verschworen und die Städte des Reiches zur Empörung gegen ihn verleitet, und daß er die von ihm eingezogenen Güter des Reiches zurückzuerstatten sich geweigert und überdies des Kaisers Bedienstete von ihren Stellen entfernt, bagegen die seinigen an deren Statt gesetzt habe und daß deß-
1312, 12. Sept. halb das Verbrechen der Majestätsbeleidigung auf ihn gekommen sei. Als er ihn vorgeladen hatte und dieser nicht erschienen war, nannte er ihn widersetzlich und des Verbrechens der Majestätsbeleidi-
1313, 26. April. gung schuldig, schritt gegen ihn gerichtlich ein, beraubte ihn jedes Würdetitels, unter welchem Namen er auch begriffen sein mochte, und machte dabei das Urtheil öffentlich bekannt, daß ihm der Kopf abgehauen werden sollte, wie auch im siebenten Buch der Decretalen angedeutet wird, in einem Capitel, das anfängt: Pastoralis cura sollicitudinis.

Von diesem Kaiser wird erzählt, daß er täglich durch einen ihm bekannten, ja für ihn eigens bestellten Geistlichen demüthig und andächtig die Messe halten lassen wollte. Er wollte auch, wie Einige versichern, an seinem Hofe alle kirchlichen Gebetsstunden feierlich absingen hören.

Vor seinem Einzuge über die Gebirge in das Land Italien brachte er ganz Deutschland zur Ruhe und zur Unterwerfung. Als er in das Land Italien eingezogen war, traf er eine Stadt, genannt
1311, im Mai. Priß [1]), gegen ihn im Aufruhr, in welcher zur Vertheidigung der Stadt und zum Widerstande gegen

---

[1]) Es ist das lombardische Brescia. Um beiden Seiten gerecht zu werden, müssen wir bemerken, daß der Kaiser den hartnäckigen Widerstand, den ihm die Stadt entgegensetzte, ziemlich selber verschuldet hatte und zwar in einer Weise, die wir mit seinem sonst gutmüthigen Wesen nicht in Uebereinstimmung bringen können. Er war auf seinem Gange, welcher der Bezwingung ungehorsamer Städte galt, auch nach Cremona gekommen, das, von Florenz verführt, dem Kaiser Trotz geboten und unter andern die kaiserlichen Boten zurückgewiesen hatte, aber nun dem heranziehenden Kaiser die Schlüssel der Stadt entgegenbrachte und bis zur tiefsten Demüthigung unterthänig wurde. Denn hundert der vornehmsten Bürger stellten sich barfuß, entblößten Hauptes, den Nacken mit Stricken umbunden, den Blicken des Kaisers dar, fielen vor ihm auf die Knie und flehten weinend um gnädige Verschonung der Stadt. Es war als achtete Heinrich nicht im mindesten darauf. Drei Tage lang ließ er die Stadt plündern, einige hundert Bürger aus geachtetem Stande einkerkern und elendiglich in des Kerkers Nacht umkommen, die Mauern der Stadt niederreißen, wie in blinder Wuth die herrlichsten Bauwerke zerstören und forderte zum Schluß der verübten Gräuel von der verwüsteten Stadt auf ihren Trümmern noch 100.000 Goldgulden. Was Wunder, wenn sich Brescia, an das nun die Reihe kam, in republikanischem Selbstgefühl lieber zur äußersten Nothwehr entschloß, als unter das Scepter eines in solchen Thatsachen schreckenhaft gewordenen Machthabers fallen wollte! Der Kaiser hatte indessen, wie der Bericht der Chronik genugsam verdeutet, bei Brescias Belagerung ebenfalls seine schweren Prüfungen zu bestehen. Sie dauerte von Juni bis September, gerade durch diejenigen Monate, in denen die deutschen Krieger, so oft sie in Italien waren, die bösen Plagen des ungewohnten Klima in vielerlei Krankheiten und Sterbefällen erfuhren. Dann wieder mußte der Kaiser eine Zahl seiner Söldlinge mit gehäuftem Geld zu jedem Kampfe so zu sagen erkaufen, wie er z. B. den Edelknechten, die ihm die Stadt Speier stellte, im Monat drei bis vier Mark entrichtete, und doch bezog sonst der Soldat der damaligen Zeit nebst etwas Unterhalt nur sechs bis acht Heller Taglohn. Deshalb und anderer Dinge wegen befand sich Heinrich auf seinem Zuge durch Italien in einer unaufhörlichen Geldnoth; daher seine Brandschatzungen und Gelderpressungen aller Orten, worin auch Brescia die kaiserliche Ungnade bitter genug zu fühlen bekam und wodurch sich Heinrich auch die Herzen derjenigen entfremdete, die ihm als ersehntem Retter des im Bruderzwist zerrissenen Vaterlandes hochbegeistert entgegen gejubelt hatten. Was aber den Kaiser förmlich entstellte und eine Verläugnung seiner bessern Natur genannt werden könnte, das war die ungemessene und selbst ungezügelte Rache, die erst wieder Ruinen und Leichen auch in Brescia, der schönen Stadt, sehen wollte und mit deren Führer den schaurigen Anfang machte. Er hieß Tebaldo da Brussati, ein rastloser Guelfe, der in brennender Eifersucht für sich und seine Partei schon nach Speier zur Krönung geeilt war, wohin sich ja von Mailand aus auch der Guelfe Guido della Torre und die Gesandten des Ghibellinen Matthäus Visconti begeben hatten, beide Partien in der Absicht, den neugewählten Kaiser, noch ehe er einen Fuß auf Italiens Erde

ihn eine solche Menge Krieger zusammengekommen war, daß sie, weil sie sich in allzu großem Drucke gegenseitig drängten, die kriegerischen Bewegungen kaum ausführen konnten. Der Kaiser selbst aber umschloß sie bei der Belagerung mit einer solchen Menge und einem so zahlreichen Heere, daß es nicht gezählt noch geschätzt werden konnte. Wie ich nämlich von einem Soldaten, der bei dieser Belagerung zugegen gewesen war, gehört habe, waren daselbst mehr als zehn Millionen.[1]) Denn das Feld, das um die Stadt herumlag, war auf jeder Seite so sehr besetzt, daß niemand das gesammte Volk vollauf zu überschauen vermochte. Die Grenzen desselben konnte nämlich kein Auge, noch so scharfsichtig oder übersichtig, erreichen; wohin eben das Auge herumschweifend sich wandte, da sah es ein weithin ausgebreitetes Volk.

Wiederum ein anderer Soldat aus Deutschland, der auch unter dem Kaiser bei jener Belagerung diente, erzählte mir, daß der Kaiser die Fahnen des Heeres mustern lassen wollte, daß es aber wegen der allzu großen Masse durchaus nicht geschehen konnte. Es dauerte jene Belagerung 22 Wochen. Innerhalb dieser Zeit war sowohl in als außer der Stadt unter ihnen wegen der verpesteten und angesteckten Luft, welche durch ihre überladene und unerträgliche Menge und die lange Dauer ihres maßlos dichten und zusammengedrängten Gesammtlebens erzeugt worden war, eine unzählige Menge gestorben, so daß kaum der zehnte Mann von einer so großen Volksmasse unversehrt ins Vaterland zurückkehrte und die meisten noch, als sie zurückgekehrt waren, wegen der dort eingesogenen verdorbenen Luft in den Tod sanken.

Einige sagen, daß alle Wasser, die um die Stadt flossen, von den Einwohnern jener Gegend vergiftet worden seien und aus diesem Grunde die Männer, die in der Belagerung standen und davon tranken, umgekommen und jene Sterblichkeit erfolgt war. Auch der Bruder des Kaisers[2]), ein gar muthiger und kräftiger Mann, wurde von einem aus der Stadt abgeschossenen Pfeil bis auf den Tod getroffen. Die Kaiserin aber wurde durch die genannte, unter dem Volke wüthende Sterblichkeit hinweggerafft. Sieh, was für eine Seuche der Menschen war da so unvermuthet eingebrochen! So

---

gesetzt habe, zu ihren Gunsten zu stimmen und für ihre Bestrebungen zu gewinnen, so daß dann Heinrich Guelfen und Ghibellinen in seinem Geleite hatte und man gar nicht glauben darf, es sei zwischen ihm und den Ghibellinen, als der italiänischen Kaiserpartei, von vornherein eine festgeschlossene Allianz fertig da gewesen. Jener größte Guelfe Brescias wurde gefangen, in eine Kuhhaut geschnürt, um die Mauern der Stadt geschleift und zuletzt, als der Tod um die ohnmächtige Hülle sonst schon geschäftig war, von vier Stieren zerrissen! Aber Brescia hielt noch. Da brach Hunger und anderes Elend über die Stadt herein und vermochte sie an den Gedanken einer Uebergabe zu gewöhnen. Ein päpstlicher Legat versprach gelinde Behandlung und förderte jenen Gedanken zum endlichen Entschluß. Aber Heinrich erklärte, er habe dem Legaten zu solcher Vorspiegelung keinen Auftrag gegeben, riß auch Brescias Stadtmauern größtentheils nieder und erzwang eine Kriegssteuer von 70,000 Goldgulden. Hernach vernahm er, daß Brescia mit seinem Gebiet — welch ein Beweis republikanischer Blüthe in Italiens frei entwickelten Städten! — eine Macht von 136,000 Mann ins Feld zu stellen vermöge, und rief darüber verwundert aus: „Wahrlich, dieses Brescia ist keine Stadt, sondern ein Königreich!“

[1]) Eine unmäßig übertriebene Angabe. Wir rechnen sie unter das Vergrößerungsglas unseres Chronisten.

[2]) Er hieß Walram, ein edler Charakter, der bei Freund und Feind geschätzt war.

sehr, daß mich ein Staunen ankömmt, es zu sagen oder in Schrift zu setzen. Viele Uebel erfaßten daher den Kaiser in jener Belagerung.

Zuletzt waren die Bürger jener Stadt mit ihren Söldnern und Hülfstruppen vielfältig gedrängt, daß sie die Stadt nicht länger erhalten und gegen die Feinde vertheidigen konnten, übergaben sie
1341, 18. Sept. verzweiflungsvoll in die Hände des Kaisers und baten demüthig um Friedensbedingungen. Er gab zu denselben leicht seine Zustimmung, jedoch mit der beigefügten Bedingung, daß sie auf mehreren Seiten im Umfange von 160 Ellen die Stadtmauer abbrechen und mitten durch die Stadt vier Hauptstraßen machen mußten. Außerdem brandschatzte er die Bürger an vielen Tausenden, ich glaube 20, Goldes und Silbers.[1]) Sobald er sie erlangt hatte, zog er von selbigem Orte ab.

---

[1]) Im Text ist keine Sorte des abzuliefernden Geldes ausgesetzt; wir nehmen an, es seien Mark darunter zu verstehen. Eine Mark Silber Kölnisch gab $5\frac{1}{2}$ Goldgulden, und die 70,000 Goldgulden, welche die allgemeine Geschichte angiebt, machen gegen 13,000 Mark aus, eine Summe, die dem Betrage Vitodurans von 20,000 Mark wenn nicht gleich, doch näher kommt, und um so richtiger sein kann, als Vitoduran nach seiner eigenen Andeutung des eigentlichen Schuldwerthes selbst nicht ganz gewiß ist. Um die Steuer auf unser Geld heraus zu berechnen, müssen wir in Anschlag bringen, daß ein Goldgulden der damaligen Zeit etwa $9\frac{1}{3}$ jetzige Schweizerfranken und somit die 70,000 Goldgulden in runder Summe 653,000 Franken betrugen. Nur dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß Geld und Gold vor Jahrhunderten einen mindestens dreimal größern Werth hatten als jetzt, wie z. B. gerade bei Vitodurans Lebzeiten, 1340, freilich in einem überaus gesegneten Jahrgange, einer alten Basler Chronik zufolge, ein Viertel Korn $3\frac{1}{2}$ und ein Saum Wein sogar nur $2\frac{1}{2}$ Schilling galt, und wie noch zu Luthers Zeit ein Stück Tuch, ein Paar Schuhe und andere Waare um einen uns unbegreiflich niedrigen Preis gekauft wurden, so daß wir jetzt den dreifachen, bei vielen Artikeln den zehnfachen Betrag einzusetzen haben. Es wäre nun so zu sagen eine optische Täuschung, wollte man daraus den Schluß ziehen, also früher seien die Sachen billiger und die Existenz leichter gewesen, statt daß wir die Differenz am rechten Orte suchen, nämlich nicht in dem Preis der Waare, sondern in dem Werth des Geldes. Uebrigens streben die Verhältnisse, die durch den Geldverkehr bedingt sind, in jeder Zeit, wie auch die Geltung des Metalles stehen möge, von selbst ins Gleichgewicht zu kommen, und die beiden Hauptfaktoren, Lohn und Leistung, ergeben sich in billig entsprechendem Maßstab daraus. Ist der Werth des Geldes sehr groß, bekommt man also für wenig Geld recht viel, so muß man für wenig Geld auch viel thun, mit andern Worten, für große Leistungen gilt ein kleiner Lohn. Aber eben nicht in dem Sinne, wie es die Mehrzahl gewöhnlich nimmt, daß man nicht mehr so viel verdiene, daß man im Vergleich mit früher nicht mehr bestehen könne und anderes mehr, sondern ich darf nicht übersehen, daß ich, der ich für wenig Geld viel geleistet habe, für dieses wenige Geld auch wieder viel bekommen kann. Muß ich im andern Falle, bei umgekehrtem Werthanschlag des Metalles, also wenn das Geld wenig gilt, für meine Artikel viel ausgeben, so werde ich für meine verhältnißmäßigen Leistungen auch viel einnehmen. Wenn, wie eben auch in unserer Zeit, aus diesem Capitel Klagen des Volkes laut werden, so sollte man den Grund nicht in der Doppelpartie von Lohn und Leistung sehen wollen, die das Ergebniß einer Zeit sind, sondern in der Wechselzahl der Einnahmen und Ausgaben, welche Sache des einzelnen Individuums werden. Dieses Individuum wird immer in Täuschungen leben, je mehr es in der ersten Betrachtung hängen bleibt und seiner Leistung einen größern Lohn erzwingen will, je weniger es in die zweite Betrachtung eingehen kann und je weniger es den gewöhnlich eilfertigen Schritt der Ausgaben nach dem athemholenden Gang der Einnahmen mäßigt. Dann ist die verzehrende Seite des Lebens stärker als die erwerbende, das Individuum kommt in ein Mißverhältniß zur Gesellschaft und in ein Mißvergnügen über seine Stellung, es fängt wieder bei den Leistungen an, erweitert für sie ungebührend die Forderungen an die Mitwelt und sieht nicht ein, daß es viel eher den Minuendus und Subtrahendus in der Wechselzahl der Einnahmen und Ausgaben regeln und die letzten nicht über den weit oder eng gezogenen Cirkel der erstern hinauswachsen lassen sollte. Die Klagen, bei Tausenden aus der Verschiebung der beiden Anschauungsweisen entstanden, gehen wie ein düsteres Echo durch die schaffenden oder leistenden Classen aller Zeiten; wir vernehmen sie aus dem Alterthum, aus dem Mittelalter, aus der neuern und neuesten Zeit. Es wäre ein Glück für das vereinzelte Familienleben wie für den in einander greifenden Gesammtverkehr, wenn das Individuum den richtigen Standpunkt fassen und immer eher sich selbst zum Schuldner als die Mitwelt zur Schuldnerin machen könnte. Wir glauben sogar sagen zu dürfen, daß hierin nicht nur das Geheimniß gesicherterer Oekonomie, sondern auch ein gut Theil Moral gefunden wäre, indem die unsere irdischen Zustände so sehr gestaltenden Tugenden Thätigkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Sittsamkeit

Einer der vorbemeldeten Soldaten erzählte mir, daß der Kaiser, als er in jener Belagerung stand, aus einer andern Stadt der Lombardei, Pisa, die ihm immer getreu beistand [1]), ein Zelt hatte, das ihm von dort geschickt worden war, mit ungemein herrlich und hell schimmernden Knöpfen, oben mit dem feinsten Tuch überspannt, unten hin flächsen oder hänfen Tuch gut zusammengestückt, von solcher Breite oder Weite, daß zweitausend Männer darunter bequem liegen konnten, nicht gerechnet die Dienerschaft der Kaiserin, welche aus 40 Zofen oder Mägden, die nur sie zu besorgen hatten, und aus zwölf Dienern bestand. Es enthielt unter sich noch verschiedene Werkstätten zu verschiedenen Bedürfnissen bestimmt, und ebenfalls innerhalb dreihundert Pferde. Dieses Zelt konnten zwölf Diener kaum in sechs Tagen aufrichten und stellen.

Man sagt auch, als er nach der römischen Stadt gekommen war, wo er zwei Monate Halt machte, und durch zwei ihm vom Papste gesandte Cardinäle, wie oben gesagt worden, die Würdezeichen der Krönung und Weihung empfing, führten inzwischen, wie es von Alters her Sitte gewesen zu sein behauptet wird, die Deutschen mit den Römern auf der Tiberbrücke einen äußerst heftigen Kampf aus. Da jene sich hier tapfer hielten und bis zu Niedermetzelung und großem Blutvergießen die Italiäner oder Römer, ohne Zaghaftigkeit und mit Wegsetzung jedes Mitleids, durchhieben, daß die Tiber mit viel Blut gemischt und bespritzt war (denn sie kam größtentheils roth zum Vorschein), riefen die Römer, die das sahen, mit gewaltigem Geschrei den Kaiser an, er möge den Deutschen Einhalt thun, daß sie von ihrer Wuth abstünden, von welcher berauscht sie viele Römer in den Tod geliefert hätten und, sofern er sie nicht zügle, noch unzählige Römer daniederschmettern würden. Hierauf soll der Kaiser unbeirrt, in großer Anmaßung und Erhebung seines Herzens die Antwort gegeben haben: „daß eurer Klage nach die Deutschen so grausam bis zur völligen Aufreibung die Römer niedergehauen haben, dient mir zum Beweise, daß sie dieselben als Soldaten zu dingen und in Lohn zu nehmen nicht im mindesten bedacht wären."

Als nun der Kaiser Heinrich Rom mit starker Hand und ausgerecktem Arm bis auf die Fußsohle [2]) sich unterworfen und dabei alles ganz nach seinem Vorhaben geordnet und Deutschland, die

---

ebenso kluge Leiter als löbliche Zierden des Lebens werden und das Individuum zur Gesellschaft, die Gesellschaft zum Individuum in eine harmonische Beziehung setzen müßten. — Wir haben uns veranlaßt gefunden, über den Gegenstand an dieser Stelle ein einläßlicheres Wort abzugeben, um hier für alle Stellen der Chronik gesprochen zu haben, wenn, sobald Geldangabe und Geldverhältniß vorkommen, der Abstand derselben zwischen damaliger und jetziger Zeit auffallen will, während im Auge des genauern Beobachters nur die Zahlen wechseln, die einander bedingenden Verhältnisse immer dieselben bleiben.

[1]) Pisa, ganz und gar ghibellinisch und insofern schroffe Gegnerin von Florenz, war in der That für Heinrich wie eine Zufluchtsstätte in den vielen Wirren und Drangsalen seines Römerzuges. Es nahm den Kaiser jede Stunde auf, beherbergte ihn Monate lang und unterstützte ihn auf alle mögliche Weise, wie es auch seine Sache von sich aus, der Feindespartei gegenüber, getreulich vertheidigte.

[2]) Rom gleichsam als eine Person vorgestellt, die ganz, vom Scheitel bis auf die Sohle, in des Kaisers Gewalt kommt.

Lombardei, Frankreich und Italien unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte[1]), reiste er nach errungenem Triumph über die Stadt Priß im Verlaufe kurzer Zeit nach Apulien, das sich, wie ich oben kurz berührt habe, in einigen kaiserlichen Städten gegen ihn empörte, um es, das gegen ihn wie gegen einen Stachel ausschlug[2]), sammt seinem Könige sowohl zu bändigen als es, wie es mit Recht verdiente, unter sein Joch zu bringen. Als er aber noch in der Rüstung zur Reise begriffen war und vom Feuer der göttlichen Liebe bis aufs Mark so sehr erglühte, daß er in sehnsüchtiger Seele den Leib des Herrn mit der ganzen Herzenshingebung zu genießen sich geberdete, um seinem so eben von oben eingegebenen Verlangen zu willfahren, überließ er sich an einem Orte, dies zu erreichen, einem innigen Eifer der Andacht. Das gewahrten einige Städte, die ihm gram waren, und haben den

---

[1]) Wir dürfen diese Sprache Vitodurans, dem eine sichtbare Freude an der kaiserlichen Sache das Herz füllt, nicht im strengen Wortlaut fassen. Der Lauf der Dinge in Rom gieng nicht so großartig von Statten und von einer Unterwerfung Frankreichs ist vollends gar nicht zu reden. Die heilige Kirchenstadt hat es ihm in gewissem Sinne noch schlimmer gemacht als die Guelfenherde Bologna und Florenz, die ihm die Thore verschlossen. In Rom standen ebenfalls zwei Adelsfamilien im entbrannten Streit aristokratischer Eifersucht wider einander, die ghibellinische und darum kaiserfreundliche Familie der Colonna und die guelfische kaiserfeindliche Familie der Orsini (die Bären). Mit den letztern, die einen Theil der Stadt besetzt hielten, war Johann von Achaja, Bruder Roberts von Neapel, verbündet, und ihn hatte eben Robert mit einem Heerhaufen nach Rom gesetzt, um dem Kaiser die Stadt streitig zu machen. Man gab Heinrichen aus der Ferne gute Worte und täuschte ihn auf die heilloseste Weise, so daß er in dem Wahne stand, Robert sei eigentlich sein Freund und Johann mit den Truppen in der Stadt bereit, ihm die Aufwartung zu machen. Erst als der Kaiser näher rückte und endlich im Mai 1312 einzog, fielen ihm schmerzlich genug die Schuppen von den Augen. Man empfieng ihn mit Pfeilschüssen von einem Thurm herab und nun mußte jeder feste Platz, jede größere Kirche, jedes alterthümliche Voll- und Bauwerk im blutigen Kampf genommen werden. Nicht minder trieben die Cardinäle, die vom Papst zur Krönung Heinrichs gesandt waren, mit dem guten Kaiser ein Spiel wahrhaft pfäffischen Truges. Weil die Peterskirche, von der Gegenpartei eingenommen, aus der Hand Johanns nicht zu entreißen war, erklärten sie, nicht krönen zu können, und blätterten und verhandelten in den Gesetzen Justinians und im Kirchenrecht weit herum, wo, in welcher Kirche man krönen und in welcher Kirche man nicht krönen dürfe. Die umständliche Spiegelfechterei — ein ächtes Stück aus dem Mittelalter — hinter welcher im Grunde nichts anderes als die Absicht lag, den Kaiser hin- und herzujagen, daß er ohne Krönung wieder abzöge, gieng so lange fort, bis das römische Volk, der endlosen Plackereien und Gefechte müde, bewaffnet in den kaiserlichen Palast stürmte, als Heinrich mit den Cardinälen eben wieder in einer Verhandlung saß, und den Beschluß erzwang, daß der Kaiser im Lateran, in der Pfarrkirche des Papstes, was er übrigens schon vor Wochen von den Cardinälen gefordert hatte, mit den nächsten Tagen gekrönt werden sollte. Es geschah wirklich den 29. Juni. Das Krönungsmahl wurde auf dem aventinischen Berge gehalten, aber die Gäste auf die schmählichste Weise von Pöbelhaufen der Partei Orsini beleidigt, welche unter das Mahl bald Steine warfen, bald Pfeile schossen, bald die ärgerlichsten Spott- und Schimpfworte riefen. Dies alles ließ Heinrich, der seit seinem Einzuge in Rom noch nicht eine einzige frohe Stunde gehabt hatte, ungestraft hingehen. Was aber, sei es aus Gutmüthigkeit oder Kurzsichtigkeit, sein bedeutender Fehler war, bestand darin, daß er den zahlreichen Stimmen der edleren Zeitgenossen, unter denen diejenige Dantes in Prosa und Poesie am feurigsten sprach, kein Gehör gab und nicht begriff, es sei seine höchste Bestimmung, den Papst und mit ihm die Kirche aus den Gewaltbanden französischer Despotie zu retten, Clemens und die Cardinäle von Avignon wieder nach Rom zu führen und so dem apostolischen Stuhl das oberste geistliche Amt der Christenheit, über alle Länder und aller Länder Parteien die Evangeliumsleuchte des wahren Glaubens und den Hirtenstab des versöhnenden Friedens zu halten, gegen die Bedrückungen einer gewaltthätigen egoistischen Politik zu sichern. Von all dem that Heinrich das Gegentheil, erklärte sich als den Beschützer des Papstes und ließ unter dem Volke kund werden, daß er Jeden zur Strafe ziehen werde, der sich über Clemens und dessen — mehr weltliche als geistliche Dinge treibenden — Hof mißfällig äußere. So hat er seinen Zug nach Italien nutzlos gemacht, seine beste Aufgabe verfehlt und das Werk seines Nachfolgers wieder in die alten Schwierigkeiten zurückgestellt.

[2]) Verwandter oder entlehnter Ausdruck von Apostelgeschichte 9, 5, die Stimme zu Saulus: Es wird dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen.

Hofgeistlichen des Kaisers aus einem angesehenen Orden, wie der öffentliche Ruf bezeugt, den ich aber ihm zu Ehren verschweige [1]), von dem der Kaiser nach gewohnter Sitte das Sacrament eben nehmen wollte, dazu bestochen, demselben in der Zudienung des Abendmahles heimlich Gift beizubringen und so das Leben zu nehmen, indem sie, von einem teuflischen Antrieb gestachelt, dem Geistlichen das Versprechen gaben, ihm nächstens das Bisthum und andere Aemter zu übertragen. Dieser äußerst böswillige Verräther und wie Judas verderblichste Händler, von seiner Bosheit ganz geblendet, gieng ihnen darauf ein, und nachdem er dem Kaiser das Labsal des hochheiligen Opfers dargereicht und letzterer es ehrfurchtsvoll angenommen hatte, mischte er in der Gemeinschaft des Kelches das Gift, das er in der Faltung der Fingergelenke seiner Hand heimlich und listig eingelegt und aufbewahrt hatte, dem Trank des Weines unmerklich bei und bot es dem Kaiser zu trinken. Sobald es der Kaiser genossen, merkte er, daß er vergiftet sei, und sagte zu dem Abendmahlsspender: „Ich sehe, daß Ihr mich vergiftet habt, und darum ergreift so schnell Ihr nur könnet die Flucht, damit Ihr nicht zur Rächung des Todes, den Ihr mir beigebracht habt, von uns in Stücke gehauen werdet!“ Dieser floh davon und erhielt zum Lohn das ihm versprochene Bisthum.

Die Aerzte aber, die es bemerkten, riethen dem Kaiser, von ihnen den Trank, durch den das Gift weggeräumt und herausgezogen würde, zu nehmen, wenn er wieder zur Gesundheit kommen wolle. Er antwortete ihnen solcher maßen: „Ich habe meinen Gott genommen, mit ihm will ich auch gerne sterben. Denn wenn ihm mein Leben auf der Erde länger gefiele, so hätte er mich gewiß davor behütet oder würde mich jetzt noch ungefährdet machen, und er könnte es mächtiger und wirksamer als ihr, da bei ihm alle Dinge möglich sind.“ Da er also die Arznei von sich wies, wanderte er innerhalb drei Tagen von des Fleisches Kerker selig aus, wie wir herzlich glauben dürfen, und wurde dann, nach der genannten Stadt Pisa geführt, ehrenvoll und feierlich in der königlichen Gruft, wie ihm ziemte, bestattet. Er starb im Jahre 1313, im fünften Jahre seiner Regierung, am 23. August. Es war der 24. August.

Auf seinen Befehl war der Herr von Wirtenberg wegen der Verwüstung seines Landes mit schwerer Strafe belegt worden. [2])

---

[1]) Es sind die Dominikaner gemeint, denen Vitoduran um des Einen Sünders willen nicht den Schimpf der öffentlichen Benamsung und dadurch der Beschuldigung des ganzen Ordens anthun will, theils um die Ehre der Orden überhaupt zu wahren, theils um als Franziskaner bei der bekannten Spannung gegen die Dominikaner nicht schadenfroh und leidenschaftlich zu erscheinen.

[2]) Es ist der Graf Eberhard von Würtemberg. Sobald Heinrich zum Kaiser erwählt war, machte er in väterlicher Sorge für das ihm anvertraute Reich eine Reise durch Schwaben und Franken und fand das Gemeinwesen der Städte aller Orten in blühendem Aufschwung, in Straßburg und Zürich eine zahlreichere Bevölkerung als gegenwärtig, in Ulm, Augsburg, Nürnberg lebhaften Handel mit Italien, nach jeder Richtung regen Verkehr und erfreulichen Wohlstand. Nur in Schwaben sah es todt und traurig aus, und mit Wehmuth fragte sich der Kaiser, was wohl der Grund sei, daß hier, in den Städten und Dörfern des sonst glücklichen Schwabens ein so verkümmertes Leben gefristet werde, als wäre das Land von einem verborgenen Uebel durchwühlt und vor den andern rings um des Jammers voll. Alles, der Menschen Klagen und der Erde Verwüstungsspuren, deutete auf den Grafen Eberhard. Er war der böse Feind, der Schwaben schon seit vielen

Er, der Kaiser Heinrich, hatte, als er noch am Leben und gesund war, fest beschlossen, daß er, wenn er mit Gottes Hülfe das wider ihn aufrührerische Apulien seiner Herrschaft unterthänig gemacht habe, sogleich mit einem starken und zahlreichen Heere zur Unterwerfung fremder Völker über Meer ziehen wolle.

Einige sagen, daß er erst, nachdem er mit Mühe Mailand [1]) und andere aufrührerische Städte erobert hätte, die Stadt Priß belagerte, bei deren Belagerung er sich wegen seiner übergroßen Anstrengung ein Geschwür zuzog, was er zuerst an der Himmelfahrt der hl. Jungfrau fühlte, als er den Leib Christi nahm, und daraus sei die Rede hervorgegangen, daß er in der Theilnehmung des Kelches vergiftet worden sei. [2])

Jahren zu einer Beute seiner Gelüste genommen, und, umgeben von der frechen Schaar seiner Raubritter, mit Land und Leuten, mit Haus und Hof als ein welthin gefürchteter Tyrann gehaust hatte. Der Kaiser lud ihn auf seinen ersten Reichstag im Herbst 1309 nach Speier zur Verantwortung, mit dem Vorsatz im Herzen, dort das verdiente Urtheil über den Verderber des schönen Schwabens zu fällen. Der Graf erschien im Geleite jener Raubritter, zeigte aber eine durchaus stolze Haltung, setzte dem kaiserlichen Worte Trotz entgegen und zog grollend von Speier ab. Da erklärte ihn der Kaiser in die Acht und trug ein Jahr hernach seinem Reichsvogt in Schwaben, Conrad von Weinsberg, auf, an dem Grafen das verhängte Strafurtheil zu vollstrecken. Der Reichsvogt hatte rasch eine Menge Leute aus den beleidigten, beschädigten Städten, besonders in und um Eßlingen, beisammen, zog gegen Eberhard und dieser mußte, gar bald seiner Burgen beraubt, mit den Rittern geschlagen, aus dem Lande gejagt, die letzte Zuflucht bei dem Markgrafen von Baden suchen.

[1]) Auch hier schlug die Flamme des unheilvollen Parteiwesens auf, die durch alle italiänischen Städte loderte. Die beiden schon oben erwähnten Führer der kämpfenden Richtungen, der Ghibelline Matthäus Visconti, der schlaueste Italiäner, mit einem Herzen voll Tücke, mit einem Munde voll Honig, und der Guelfe Guido della Torre, buhlten unter den Augen des Kaisers um seine Gunst und verschwuren sich hinter seinem Rücken, ihn zu stürzen. Der Plan mißlang, vielleicht mit der absichtlichen Zurichtung des listigen Ghibellinen, daß der gehaßte Gegner in der selbstgebundenen Schlinge untergehe. Schnell sprang Matthäus seinen Verbündeten von der Seite, um auf deren Unkosten, sich selbst aber zum Gewinn in der Sache den Verräther, beim Kaiser den Vertrauten zu machen. Er errang vor dem Guelfen wenigstens den Vortheil voraus, daß er, wenn er auch mit diesem aus der Stadt gewiesen war, doch den Weg der Rückkehr bald wieder einschlagen durfte, während Guidos Loos das Exil blieb. Unglücklicher Weise verweilte der Kaiser zu lange, bis Mitte April 1311, in Mailand und ließ dadurch den feurigen Republikanern am schürenden Revolutionsherde Toskanas genug Zeit, sich auf seinen Anmarsch gehörig zu rüsten, was er durch einen raschen Einfall von Mailand aus verwehrt und dadurch ohne Zweifel seiner ganzen Sache eine weit günstigere Wendung, seiner ganzen Partei eine glücklichere Stellung gegeben hätte.

[2]) Ueber den Tod Heinrichs VII. ist viel geschrieben und gestritten worden. Von der einen Seite wurde derselbe als Folge unvorsichtigen Verhaltens des Kaisers, von der andern zuverlässig als Werk der Dominikaner dargestellt, die im Dienste, selbst nach Auftrag des Papstes und der Guelfen handelten. Bedeutsam ist immerhin, daß sich sogleich nach des Kaisers Hinschied der Verdacht auf die Dominikaner warf und diesem Orden die schwersten Anschuldigungen brachte. Schlosser in seiner aus gründlicher Quellenforschung geschöpften Geschichte geht davon ganz ab und sagt, der Kaiser sei schon seit dem Zuge gegen Florenz tödtlich krank gewesen und habe sich, auf dem Marsche gegen Neapel bereits über Siena hinausgekommen, den völligen Tod zu Buonconvento im Sienesischen durch einen kalten Trunk zugezogen, den er nach übermäßiger Anstrengung, in großer Hitze und bei sonst ungesunder Luft gethan. Unser Chronist, der zwar die Ansicht eines selbstverschuldeten Todes auch mit anführt, ist entschieden der andern Meinung und überläßt sich lange genug den Gefühlen seines erschütterten Herzens. Ja er giebt uns den Hergang der Vergiftung und die daran geschlossenen Folgen in so umständlicher Ausführung, daß man den Eindruck bekommt, als sei ein Augenzeuge hinter dem Schreibenden gestanden und habe es ihm in die Feder diktirt. Und doch kostet es eine gewisse Ueberwindung, seine ganze Darstellung geschichtlich und psychologisch gelten zu lassen. Denn wenn er den Kaiser unmittelbar in dem nämlichen Augenblick, wo sich dieser vergiftet fühlt, zum Vergifter sagen läßt: „ich sehe, daß Ihr mich vergiftet habt; aber nun ergreift so schnell als möglich die Flucht, damit Ihr von uns nicht in Stücke gehauen werdet“, so klingt dies, theilt man Heinrichen auch ein gehörig Maß Gutmüthigkeit zu, fast etwas mährchenhaft und läßt, wie noch der ein' und andere Zug im Bericht, auf spätere Ausschmückung schließen, recht eigentlich zu Ehren des Kaisers, dessen hochedles Wesen ins Licht zu stellen Vitoduran bemüht ist. Gewiß bleibt dies,

Er wurde zu Frankfurt um das Fest des hl. Martin gewählt und zum König der Römer in 1308, 27. Nov.
Aachen am Epiphanienfest [1]) geweiht. Bei dem Tode des Kaisers erwahrte sich das Wort des Evan- 1309, 6. Jan.

---

daß sich die Dominikaner von einem allgemeinen Glauben der Zeit getroffen sahen und alle Mittel anwandten, von ihrem Orden, dessen Ansehen sehr zu leiden begann, die aufgebürdete Schuld abzuwälzen, bis es ihnen gelang, von dem Sohn und dem Enkel des Kaisers das Zeugniß zu bekommen, die Dominikaner hätten am Tode Heinrichs VII. keinen Theil.

[1]) Das Epiphanienfest stand in der ersten Kirche mit einer so großen Bedeutung da und hat zu unserm Geburts- oder Weihnachtsfest Christi eine so eigenthümliche Beziehung, daß es vielleicht nicht ungerathen heißen möchte, dasselbe etwas genauer zu berühren. Die Evangelien gaben keinerlei Andeutungen über Tag und Jahr, wann der Erlöser geboren worden. Es blieb also Sache menschlicher Vermuthung, wenn möglich wissenschaftlicher Forschung, diese Lücke in den evangelischen Berichten auszufüllen, und da es mit der steigenden Größe Christi und des Christenthums ebenfalls merkwürdiger wurde, zu wissen, wann der Stifter des ewigen Erlösungswerkes erschienen sei, so konnte es nicht fehlen, daß man sich von der Kirche aus bemühte, etwas Genaueres zu finden oder vermeintlich Gefundenes anzunehmen und so zuletzt den bestimmten Tag vollends festzusetzen. Wir müssen uns nicht daran stoßen, wenn dies unter dem Einflusse der heidnischen Welt geschah, wenn deren Sitten und Gebräuche mitreden, wenn deren religiöse Ceremonien und Traditionen einwirken durften. Es war, wie sich wenigstens nicht anders erklären läßt, im Orient und Occident der Fall, und zwar in jedem der beiden Kirchengebiete mit verschiedenem Ergebniß; denn in der morgenländischen Kirche ist das Geburtsfest Christi ursprünglich am 6. Januar, in der abendländischen am 25. Dezember begangen worden. Wenn wir uns, was zuerst die orientalische Feier anlangt, nach einer Erklärung des 6. Januars umsehen, so werden wir auf einer starken Spur nach Aegypten gewiesen und tragen in der That kein Bedenken, uns dorthin weisen zu lassen. Wir dürfen von vornherein nicht außer Acht setzen, daß Aegypten in der alten Welt so gut wie Indien ein Hauptsitz religiöser Cultur gewesen ist, ja daß beide, Aegypten und Indien, der geographischen Lage nach wie zwei auf paralleler Gegenrichtung stehende Säulen, den Cultus Asiens gleichsam in die Mitte genommen und mit Grundlinien ihres Religionswesens durchzogen haben. Das afrikanische Priesterland trug den Rang, den es bei der vorchristlichen Zeit behauptet, auch in die christliche Aera ein; denn Aegypten mit seinem Alexandrien gab mancher biblischen Lehre, mancher christlichen Idee die eigenthümliche Form und Färbung, will man sich nur an die gewaltige Schriftauslegung, an die Erörterung kirchlicher Fragen, wie des Ostersonntages, an das die christliche Idee sonderbar verwirklichende Mönchsthum mit seiner einflußreichen Zukunft erinnern. Nun wurde am 6. Januar das größte aller Feste Aegyptens gefeiert, das war die „Epiphanie des Osiris" oder das Fest der wieder im Steigen begriffenen Sonne, in welcher auch des Aegypters Herz und Auge das höchste allumfassende Lichtwesen schaute, mit der in der Lichthelle kommenden Erkenntniß und der aus der Lichtwärme quillenden Befruchtung. War da bei einer so reichen Symbolik, wie sie im Cultus des Osiris lag, der Uebergang auf Christus als die geistige Sonne der Menschheit doch sobald gefunden und die Epiphanie des Osiris umgelegt in die Epiphanie, d. h. Sichtbarwerdung oder Offenbarung des Gottessohnes bei der Taufe! Denn die Kirche des Morgenlandes begieng den 6. Januar als den Tauftag Jesu in dem Sinne, daß sich die Göttlichkeit Christi erst von seiner Taufe an unter jener Stimme von oben sichtbar gemacht habe, sei es nun daß sie als die von Gott in ihn schon bei der Geburt eingehüllte Herrlichkeit erst jetzt aus ihm heraustrat, sei es daß die Fülle der Gnade und Wahrheit erst in der heiligen Weihestunde am Jordan über ihn ausgegossen wurde. Und weil eine Zeitangabe über den Geburtstag des Herrn in keinem Evangelium vorlag, dagegen berichtet stand, er sei in seinem dreißigsten Altersjahre getauft worden, so ließ man sich leicht in den Gedanken ein, Christus sei gewiß pünktlich auf die Stunde hinaus gerade an seinem dreißigsten Geburtstag getauft worden, also derselbe 6. Januar bedeute nicht nur die geistige, sondern auch die leibliche Epiphanie oder Sichtbarwerdung Christi auf Erden. So fielen Geburt und Taufe auf denselben Tag und der Orient feierte mit dem 6. Januar die doppelte Epiphanie des Herrn, das Weihnachtsfest und die Taufweihe. Anders kam es in der abendländischen Kirche, obwohl der Weg, einen Weihnachtstag zu finden, ungefähr durch das gleiche Gebiet führte. Hier, in der Kirche des Occidentes, war Rom ebensowohl der Mittelpunkt, in den alle Fäden aus den christlichen Kirchengebieten zusammenliefen, als wieder so zu sagen die Kirchentribüne, von der aus der christliche Glaubenssatz wie die christliche Lebenssitte nach jenen Richtungen hinausgeschrieben wurden. Warum nun zu Rom und in dem von Rom unterthänig gemachten Abendland der 25. Dezember als Geburtstag oder Weihnachtsfest des Herrn? In Rom wurde am 25. Dezember von alten Zeiten her das Sonnenfest oder die sogenannten Saturnalien gefeiert, dies natalis invicti Solis, auch natales Solis invicti geheißen, zu Ehren des Saturnus, dieses Stammvaters der großen Götterfamilie, der ältesten Intelligenz über die geordnete Schöpfung, während seine Eltern, Uranus und Gäa, noch in einem unbestimmten, nicht selbstbewußt gewordenen Dunkel walten. Insofern ist Saturnus das Licht, denn im Licht liegt eben jene sichtende, durch die Sichtung Erkenntniß, Ordnung, Entwicklung bringende Natur, das Licht aber in seinem größten Complex gefaßt ist die Sonne, und so haben wir bei dem latei-

geliums, wenn es heißt: „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein" [1]), und das Wort des Propheten Jeremiä, der sagt: „Vertraue nicht irgend deinem Bruder, denn jeder Bruder schreitet betrügerisch einher." [2])

---

[1]) Matth. 10, 36.

[2]) Jeremiä 9, 4.

nischen Saturnus dieselbe Idee wie bei dem ägyptischen Osiris. Mit dem 25. Dezember ist der kürzeste Tag vorüber, und Sol, der eine Zeit lang von den finstern Mächten überwunden schien, erhebt als der unbesiegte, invictus, von neuem das strahlende Haupt, feiernd die Verjüngungszeit, natales, zu seiner abermaligen alles beherrschenden Weltleitung und Welterleuchtung. Wie leicht und ungezwungen war auch hier wieder der Uebergang auf Christus mit dem ewigen Gotteslicht, auf ihn, der, am Kreuze auch scheinbar überwunden, als der unbesiegbare den Triumph über das Reich der Finsterniß errungen und vollends in der Auferstehung die Wiederkehr der unvergänglichen Herrlichkeit feierte! Wie erklärlich, daß an die Stelle der natales Solis in eben so hohem oder höherem Sinn das festum natalis dominici getreten ist! Aber noch mehr. Die Saturnalien begieng der Römer in einem süßschwelgenden Traum. Er träumte sich hin in jene glücklichen Tage, wo die erste älteste Menschheit unter Saturnus, dem Urvater der Götter, Welten und Menschen, noch keine Noth kannte, keine Unheil brütende Selbstsucht und Feindschaft in ihrem Schoße hegte, überhaupt noch nicht die Schranken und Gitter zwischen Mensch und Mensch, zwischen Palast und Hütte, zwischen Thron und Pflug aufgestellt hatte, wo noch alle in der von der Natur aus gegebenen Gleichheit nebeneinander standen und als einige Brüder die mit ihnen fröhliche Erde bewohnten. Daher waren an den Saturnalien alle Unterschiede des Standes und Ranges verwischt, sogar die Rollen des Lebens gewechselt. Die Sclaven bekamen die Rechte ihrer Herren, saßen an ihrer Herren Tischen, wurden von ihrer Herren Händen bedient und kosteten die süße Wonne jenes goldenen Zeitalters. Wie schön fand sich auch da die Beziehung auf Christus ein, der ja der Welt die Verkündung brachte, daß alle Menschen vor Gott, in ihrer eigentlichen Würde, gleich seien, alle mit einander den Bund brüderlicher Gemeinschaft bilden und ebenso alle aus den Fesseln jeglicher Sclaverei in die ächte göttliche Freiheit gesetzt werden sollten! — An den Saturnalien beschenkte man einander nach uralter Sitte mit Wachskerzen und Puppen. Woher dieser Brauch stammt, erzählt uns ein römischer Schriftsteller. Als nämlich die Pelasger, die ersten Einwanderer, Latium oder das römische Gebiet betreten hatten, befragten sie das Orakel, was für Opfer sie dem Saturnus, dem höchsten Gotte, bringen müßten, damit er sie in dem neuen Wohnsitz beschütze und beglücke. Der Spruch des Orakels war wie gewöhnlich zweideutig und enthielt ein Wort, welches zugleich Mann und Licht bezeichnet, so daß man nicht recht wußte, ob das Orakel als Opfer Männer, Menschen oder Lichter anrathe. Die Pelasger nahmen es anfänglich im erstern Sinne und opferten dem Saturn Menschen. Hernach besannen sie sich, daß mit jenem Wort auch ein Licht gemeint sein könne, und weihten als Opfer nun Lichter, um so angemessener, weil Saturn ja als Vater des Lichtes galt. Da sie aber fürchteten, der Gott könnte ihnen zürnen, wenn sie ihm die erstgebrachten theurern Opfer wieder entzögen, so verfielen sie darauf, ihm wenn auch nicht gerade Menschen, doch wenigstens menschenähnliche Puppen darzulegen. Sie waren um so natürlicher dazu veranlaßt als ihnen Rhea, Saturns Gemahlin, mit einem gewissen Beispiele vorangegangen war. Ihr verschlang alle Kinder der eigene Gemahl Saturn — symbolisch die sich ewig verjüngende und sich wieder verzehrende Natur — und um seiner vernichtenden Gewalt die drei Söhne Jupiter, Neptun und Pluto — die griechische Trinität — zu entziehen, wickelte sie drei Steine in Puppengestalt und reichte sie ihm zur Verschlingung dar. Von daher kam es, daß die Römer an den Saturnalien einander die Saturnuskerzen und die Saturnuspuppen gaben, und unter den Händen der Römer gieng die Sitte auch in die christliche Welt über. Aus den Saturnuslichtern wurden die Weihnachtslichter, worin man sinnig erkannte, daß auch Christus als ein Licht unter die Menschen gekommen sei, und diese Weihnachtslichter hing man um so lieber an einen Weihnachtsbaum, als ja das Himmelreich selbst unter dem Bilde jenes Baumes erschien, der mit seinen weitausreichenden Aesten Nähe und Ferne überdeckt. Aus den Saturnuspuppen aber erhielt man die Weihnachtspuppen oder Christkindlein, und auch dies nahm die christliche Welt ohne Nachtheil in sich auf, indem daraus gerade für die Kinder eine ganz besondere Weihnachtsfeier gewonnen wurde, daß sie den Heiland aufnehmen lernen, der auch sie, die Kinder, so gerne aufnimmt, daß sie über ihm Gott danken lernen, der es in Christo so gut mit ihnen gemeint, daß sie um Christi willen gegen andere gütig und freigebig werden lernen, wie sie selbst mit dem Christkindlein allerlei Gaben und Freuden bekamen, und was dergleichen Beziehungen noch mehr waren. Verübeln wir, wie schon oben bemerkt, es doch nicht, daß das Heidenthum solchen Sitten des christlichen Lebens den Stoff geliefert hat. Es war ja besser, die Formen der alten Zeit stehen zu lassen und darein den Geist des neuen Glaubens zu gießen, als sie zu zerschlagen und diesem Geist den Eingang in die Herzen des Geschlechtes zu erschweren; es war von Seite des stimmführenden Kirchenpersonals klüger, die anschauliche Hülle, an die der Blick des Volkes nun einmal gewöhnt war, zur Trägerin einer höhern Idee, einer so zu sagen christlichen Seele zu machen,

Der Kaiser war die Regel der Gerechtigkeit, die Summe des Gesetzes, das Licht der Kirche, des Glaubens unerschütterliche Säule, der Frechen Schweigen, die Feile der Besserung, der vorzügliche Eiferer der Wahrheit, treu im Anvertrauten, zuverlässig im Versprochenen, ein beflissener Liebhaber des Gottesdienstes, die Richtschnur der Mäßigkeit, der Keuschheit Spiegel, der Freigebigkeit Vorbild, die Gestalt der Gerechtigkeit, der Vertheidiger und Beschützer der Armen, ein ausgezeichneter Nachstreber der evangelischen Lehre. [1]) Dieser Mann, von solcher Art und so groß, wird, was ich mit meines Herzens größtem Grame sage, durch Gift getödtet, und dies ist ach! der christlichen Lehrzucht unheilvollster Sturz und Schlag gewesen! Denn es hat ihr am meisten Abbruch gethan, daß in dem

---

als sie verfluchend aus der Kirche wegzuweisen und Gefahr zu laufen, daß dadurch die Kirche selbst im Volk nur mühsam oder gar nicht ein Verständniß erhielt und eine Aufnahme fand. Zudem wird Niemand bestreiten, daß gerade das Weihnachtsfest mit seinem Christkind und seinem Weihnachtsbaum die schönste Familienfreude, das lieblichste Kinderfest von jeher war und heute noch ist. Kommt doch wahrlich eine solche Weihnachtsfeier dem kindlichen Sinn viel näher und wird ihm in so concreter Gestalt eine geistige Segnung weit faßlicher, als wenn wir ihm mit großen Schilderungen oder hohen Predigten, in denen dem Kindesauge das Christkind unsichtbar bliebe, begreiflich machen wollten, wie kostbar für uns alle das Glück sei, einen Erlöser von unsern Sünden empfangen zu haben. — Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, daß der Orient und Occident gleichsam tauschend an einander die Resultate der Verhandlungen abgegeben haben, welche in verschiedener Weise Jahrhunderte lang über die bedeutungsvoll geheißene Frage des Geburtstages und des Epiphanienfestes gepflogen worden waren. Die morgenländische Kirche nahm im fünften Jahrhundert vom Abendland den 25. Dezember als den ausgemachten Geburtstag des Herrn an, begieng jedoch Epiphanien am 6. Januar mit hergebrachter Feierlichkeit, so daß die griechische Kirche bis auf den heutigen Tag Weihnachten weniger hervorhebt als die Offenbarung der Herrlichkeit Christi bei der Taufe, was sie in einer symbolischen die Taufe darstellenden Handlung feiert und womit sie das Fest der Wasserweihe verbindet. Die abendländische Kirche hinwieder ließ aus dem Morgenland Epiphanien zu, bezog es aber auf andere Thatsachen als auf die leibliche Geburt zu Bethlehem oder die geistige Geburt am Jordan, bezog es meistentheils auf die Wanderung der drei Weisen zur Krippe Christi und feierte darin die Epiphanie oder das Kundwerden der Gnade Christi an diese Heiden und durch sie an die ganze Heidenwelt. Dann wieder wurde Epiphanien auf andere Wunder gedeutet, in denen die Gotteskraft des Herrn sichtbar ward, so daß am 6. Januar auch das Andenken an die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana als das erste Wunder, selbst an die Speisung der Fünftausend als das größte Wunder begangen wurde.

[1]) Das Ehrendiplom, das Vitoduran hier um die Kaiserkrone Heinrichs VII. windet, hat er seiner Zeit abgelauscht und in seiner Art ausgestattet. Es ist in der That nicht etwa bloß das Urtheil des bewundernden Mönches, es ist der Ton jenes Geschlechtes vor, über und hinter dem Grabe des Kaisers. Das Volk hatte ihn vielfach mit Rudolf von Habsburg zusammengestellt, und es mangelten wirklich in der Gestalt wie im Charakter die Züge nicht, die eine Verwandtschaft zwischen beiden erkennen ließen. Auch der „Graf von Luxemburg" war ritterlich und hochedeln Sinnes wie einst der Graf von Habsburg gewesen, und auf dem Wege vom Grafen zum Kaiser hatte der natürliche Adel gleichen Schrittes mit der herrschaftlichen Würde den Mann wieder um einige Grade höher gestellt. Wer dem Kaiser sich nahte, war, wie dies vor ächt geadelten Naturen zu gehen pflegt, von einem besondern Gefühl eingenommen. Ein immer lebhaft bewegtes Auge verrieth den schauenden Geist, ein freundliches Antlitz und ein gewinnendes Wort das gute Herz. Besonders aber machten ihn ein streng rechtlicher Sinn der Pflicht und eine redlich sorgende Theilnahme am Loos der Unterthanen in den Gemüthern heimisch und spannen die Bande der Liebe bis hinein in die Thäler der Urschweiz, wo er den erfreuten Bergleuten die alten, von Habsburg verläugneten Briefe und Siegel ungeschmälert gelten und darauf jene Freiheit ruhen ließ, mit deren Zauberwort eben die feurigen Kämpfe darüber erglüht sind, ob die Thäler das Loos haben sollen, zum glücklichen Haushalt des großen, jedem Bürger gleiche Rechte ertheilenden Reiches zu gehören oder unter die gesetzlose Willkür eines engherzigen selbstsüchtigen Grafenhauses gestoßen zu sein. Vollends als den ersehnten Retter begrüßten ihn alle bessern Zeitgenossen Italiens, als er mit dem Friedensruf über die Alpen kam, er erscheine nicht unter der Fahne irgend einer Partei, sondern mit dem alle um sich sammelnden Panier der versöhnenden Gerechtigkeit, um den längst genährten Hader sammt seinen blutigen Denkmalen aus den Herzen wie aus dem Lande wegzubannen. Was für ein erhabenes Bild malte sich Dante von ihm in die Seele und aus der Seele in seine göttliche Comödie, wenn er im Paradies (Canto XXX) den Seufzer zu der Zeit thut, daß eine solche Sendung von Italien noch nicht recht verstanden werde!

hocherhabenen Sacrament der rechtgläubigen Religion ein Mann von solch überragender Hoheit umgebracht wurde.

Denn da, wo in unserer Zeit der Glaube der Frommen am üppigsten grünt, und in dem Sacrament, an welchem die Andächtigkeit der Zeitgenossen am meisten hängt, da ist der abscheulichste Frevel begangen worden, ein immer dauerndes Aergerniß der Kirche, das bei den Ungläubigen einen Ekel und Widerwillen an unserm Bekenntniß erzeugte. Ja sie verhöhnen uns darob und sagen: „Wenn jene Gestalt [1]), welche die Christen nehmen nnd verehren, Gott wäre, so hätte er eine so abscheuliche und schauderhafte Unthat in seiner Gestalt und Theilnehmung keineswegs geschehen lassen.“ Und weil sie uns so verhöhnen, so bin ich nach menschlichem Urtheil und demjenigen meiner Sinne gedrungen zu sagen und sagend zu rufen: „O Herr, warum hast du es zugelassen? Oder wenn du es aus einer dir allein bekannten Ursache zulassen wolltest, was zu einem so großen Nachtheil und Schaden des Glaubens dient, weshalb hast du denn nach dem Wort des Weisen [2]) nicht „deine Zeichen erneuert und deine Wunder wiederholt“, um die Macht deiner Rechten zu zeigen und den Glauben des Volkes zu befestigen, wie du den von Geburt an Blinden mit dem Gesicht erhellen wolltest, um deinen Ruhm zu offenbaren, und den Lazarus auferwecken, der vier Tage im Grabe und schon riechend war!“

Aber wenn ich solches in meinem Sinne hin und her wende und dem Herrn in der Weise der Ueberführung und des Haders entgegenhalte, wie dem Herrn der Prophet Jeremia gleichsam in streitenden und rechtenden Worten gethan hat: „Weshalb doch, o Herr, ist der Gottlose auf seinem Wege glücklich?“ [3]) dann streite ich wieder mit mir selbst und bringe mir in Erinnerung, daß die Rathschlüsse des Herrn und seine Gedanken niemand kennt und des Herrn Gerichte verborgen und unergründlich sind, und wie im Propheten Ezechiel gesagt wird: „Sondern wie die Himmel höher sind als die Erde, so auch meine Wege als eure Wege“ [4]), und im Jesaja: „Der Ausforscher der Majestät wird von ihrem Ruhme erdrückt werden“ [5]), und David sagt in den Psalmen: „Die Grübelnden sind durch ihre Grübelei irre gegangen.“ [6])

---

[1]) Die «species» im Abendmahl ist als eigentliche Gestalt um so eher zu fassen, als man sich der Lehre von der Transsubstantiation zufolge die Substanz Brod und Wein in Leib und Blut wahrhaft und wirklich übergegangen und so Christum im Abendmahl als eine leiblich gegenwärtige Gestalt dachte

[2]) Die Worte finden sich in dem apocryphischen Buche Jesus Sirach und zwar Cap. 36 V. 6, und wir haben uns also unter dem „Weisen“ den Verfasser des genannten Buches zu denken. In der Stelle der Schrift gehören die Worte übrigens in ein Gebet, in welchem Gott als der Eine und Ewige angerufen wird, seine Macht vor den Augen der Heiden in Wundern zu beurkunden und sich den eiteln Götzen derselben gegenüber als den allein wahren Gott zu erweisen.

[3]) Jerem. 12, 1. [4]) Nicht im Ezechiel, sondern im Jesaja 55. 9.

[5]) Ist auch versetzt, nicht im Jesaja, sondern in den Sprüchen Salom. 25, 27, welche Stelle zwar in unserer Bibel nach Wort und Sinn anders lautet; Vitoduran aber citirt nach der Vulgata und bekommt einen seiner hier durchdringenden Ueberzeugung dienlichern Spruch, mit dem Sinne, die Majestät des Herrn sei so groß, daß der Mensch, der sie auszuforschen sucht, sie nicht zu erfassen vermag und unter ihr gleichsam erliegt.

[6]) Psalm 64, 7, aber auch wieder nach der Vulgata und darum mit unserm Bibeltext nicht einig.

Und so, wenn ich es bedenke, erwäge ich des Herrn Macht und Majestät und unendliche Weisheit, und wieder meine Hinfälligkeit und Unwissenheit, und auf mich selbst verfallend erstaune ich und tadle meine Neugierde und Anmaßung und thue Buße und setze solche leichtfertige Gedanken hintan und übergebe, wie ich soll, alles Gott.

Indem ich meine nun vorgetragene Rede schließe, will ich doch noch sagen, daß jener Mönch, welcher den unbesiegbarsten Kaiser vergiftete, die Christenheit entweiht, den Orden zerrüttet, das Reich geschändet und zerstört hat, was Religion war; was Gesetz, was Leben, was Sitten, was Glauben, was Glaubensvorschrift, was priesterliche Würde, was mönchisches Ansehen war, hat er zerstört und zerrüttet.

Daß der Kaiser Heinrich heilig und unbefleckt und von schweren Sünden entfernt war, tritt in vielen Beweisen seiner Tugenden, welche ich der Kürze halber aufzuzählen unterlasse, klar an den Tag. Besonders leuchtet es heller als das Licht darin hervor, daß er, als er sich in der Kelchgemeinschaft von jenem verbrecherischen Mönch — dem Sohne des Teufels, mit dessen Hülfe derselbe den Mord an dem edelsten Haupt der Kirche vollbrachte, ja wohl der ganzen Welt, wenn ihm das Leben zur Begleiterin verblieben wäre — vergiftet fühlte, ihn selbst noch liebreich mahnte zu fliehen, so er des Todes Strafe entgehen wolle. Ich sage und erörtere meine Worte, daß dieser Mönch ein Sohn des Satans gewesen ist, da er denn auch dessen Werke verübte und den Kaiser tödtete, weil nach dem Evangelium Johannis „der Teufel von Anfang an ein Menschenmörder war und in der Wahrheit nicht bestand." [1]) Daher sage ich mit Recht, daß er ein Sohn desselben war; er war nicht ein Sohn Abrahams, „weil er nicht dessen Werke verrichtete." [2]) Daher heißt es: „Dem Vater folgt sein Kind." [3])

Damals war ich noch ein Knabe und hörte, daß den Minderbrüdern, wenn sie in ihren Kreisgebieten um Unterhalt baten, viel Schimpf angethan worden war und viel Schrecknisse und viel Verachtung, weil zuerst das Gerücht und die allgemeine Rede über sie ausgieng, daß sie, obwohl sie von jenem unmenschlichen Verbrechen durch die Gnade Gottes, welche sie bewahrte, ganz frei waren, durch Gift den römischen König umgebracht hätten. Ich sage aber doch nicht, daß einem Orden, welcher er immer sei, die einzige und besondere Bosheit eines Mörders zur Last gelegt werden müsse, da ja die andern Glieder dieses Ordens dem Missethäter ihre Zustimmung nicht gegeben hatten noch auch seines Verbrechens mitbewußt gewesen waren. Daher hätte die Schuld jenes Menschen nicht auf alle oder einzelne seines Ordens ausgedehnt werden sollen, sondern nur auf den Verschulder. Daher sagt die Rechtslehre [4]): „Das Vergehen einer Person darf nicht zum Schaden der Kirche ausschlagen",

---

[1]) Joh. 8, 44.
[2]) Joh. 8, 39.
[3]) Allgemeines Sprichwort, wie: der Apfel fällt nicht weit vom Baum.
[4]) Im canonischen Recht.

also gleicherweise: „auch nicht zum Schaden des ganzen Ordens". Weiter die Rechtslehre: „Die Strafe soll ihre Urheber treffen und ist nicht weiter hinzuziehen als das Vergehen am Uebertreter erfunden worden." Desgleichen sagt die Rechtslehre, daß persönliche Fehler nicht auf die Nachfolger übergehen. Wiederum Moses sagt auf heiligem Blatte: „Der Sohn soll nicht die Sünde des Vaters tragen noch umgekehrt".[1] Ferner Ezechiel: „Die Seele, welche gesündigt hat, dieselbe soll sterben."[2] Ebenso sagt Gregor[3]) in seiner Auslegung über das Evangelium Matthäi: „Es gab seit Anfang der Welt keine noch so heilige Gesellschaft, in welcher nicht Schlechte gewesen wären," indem er dies zu besprechen anfängt bei der Erschaffung und Gesellschaft der Engel im Himmel, von denen viele als böse erfunden worden waren und deshalb aus dem Himmel weggeschafft und in die dichtfinstere Luft hinabgestoßen und in Teufel umgewandelt, woher ja Hiob an seinen Engeln Verderbniß findet.[4] So erwählte Christus aus der ganzen Welt zwölf Männer, von denen Einer, Judas Ischarioth, der schlechteste war, indem er Christum aus unmäßigem Geize für 30 Silberlinge in den Tod überlieferte, wie eben auch jener verworfenste der Menschen gethan hat.[5] Gleicher Weise erwählten die Apostel nach der Himmelfahrt des Herrn aus allen Schülern, ja aus allen Gläubigen sieben Almosenpfleger, von denen Einer, Nikolaus aus Antiochien, wie in der Apostelgeschichte enthalten ist, über die Maßen böse war.[6] Weshalb also, damit ich jene der hl. Schrift einverleibten Worte auf meinen vorliegenden Gegenstand anwende und anpasse, sollte Michael ein schlechterer Engel heißen wegen der Schuld

---

[1]) 5 Mos. 24, 16.

[2]) Ezechiel 18, 20.

[3]) Es ist Gregor von Nyssa in Cappadocien, aus der alexandrinischen Schule, schrieb wie sein Bruder Basilius der Große viele Homilien oder Auslegungen der Schrift und wurde darin jenem alle überstrahlenden Lehrer und Führer der alexandrinischen Schule, dem Origenes, verwandt gefunden. Er suchte auch wie dieser theologische Fragen mehr auf philosophischem Wege zu lösen und trug solchen tiefer gehenden Sinn in die Behandlung der Schrift ein, die er oft in der eigenthümlichen, selbst sonderbar überraschenden Weise des Origenes auslegt.

[4]) Im Hiob lesen wir 4, 18: „Siehe, er will sich seinen Dienern nicht vertrauen und unter seinen Engeln ist stolzer Ungehorsam gewesen." Der Freund Eliphas verwundert sich darüber, daß Hiob, der sonst Andern im Leiden Trost und Fassung beizubringen vermochte, nun im eigenen Leiden so fassungslos und gebrochen sei, und wenn sich Hiob, sagt der besuchende Freund, auf seine Frömmigkeit berufe und also die Gerechtigkeit Gottes in Zweifel ziehe, weil sie die Frommen mit Unglück schlage, so müsse er ihm erwiedern, daß er einmal in nächtlicher Stunde eine Stimme vernommen habe: Gott gegenüber ist kein Mensch rein, sind es ja selbst doch die Engel nicht!

[5]) Der Mönch nämlich, der den Kaiser vergiftete.

[6]) Apostelgesch. 6, 5. Dieser Nikolaus war das siebente Mitglied der ersten christlichen Armenpflege und hatte in Antiochien das Christenthum angenommen. Daß er sein Amt übel verwaltet oder sonst in der Gemeinde Unordnung veranlaßt und der Kirche Schande gebracht, ist nirgends berichtet. Dennoch hatte man mit ihm schon frühe die Nikolaiten im 2. Cap. der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht und geglaubt, dieselben seien eine unchristliche Secte der ersten Kirche gewesen und von jenem antiochenischen Nikolaus ausgegangen. Es ist beides unrichtig und viel Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung, daß der Name Nikolaiten die griechische Uebersetzung von dem hebräischen Balaam Offenb. 2, 14 sei und dann so viel als Volksbezwinger bedeute, solche, die das Volk zu einer falschen Lehre zwingen, es durch dieselbe beherrschen und verderben. Man hätte in diesem Falle an gar keine bestimmte Secte, sondern im allgemeinen Sinn an alle diejenigen zu denken, welche, gegen die Predigt des wahren Evangeliums ungläubig und ungehorsam, falschen Lehren anhingen, was in der Gemeinde zu Pergamus, wohin ja laut Vers 12 gewiesen wird und wo „der Thron des Satans" war, häufig vorkommen mochte. Vitoduran berichtet also auch von jener irrigen Ansicht aus.

Lucifers und anderer bösen Engel, die mit ihm fielen? [1]) Oder warum sollte sich seine Bosheit auf die Guten erstrecken, da es dem vernünftigen Recht nicht gemäß wäre? Was verschuldete Petrus in der Nichtswürdigkeit des Judas? Was der heil. Stephanus in der Verkehrtheit des Nikolaus von Antiochien? So sage ich im vorliegenden Falle: Was verfehlte der Orden bei dem Verbrechen jenes böswilligen Vergifters? Nichts darf also jetzt den andern Brüdern seines Ordens angerechnet werden! Auf die Seite Dieser stelle ich mich, wiewohl viele aus denselben,[2]) besonders in der zürcherischen Stadt, vom Stachel des Hasses gespornt, sich gefreut haben, als das erste Mal das Gerücht über die Minderbrüder ausgestreut worden war; und hierauf, nachdem die Wahrheit der Sache erkundet worden, waren die Minderbrüder, die es erfuhren, im Gegentheil über den Untergang derselben nicht so schmerzlich wie sie hätten sollen bestürzt, weil Einer aus denselben der Urheber eines Verbrechens war, das nicht ihnen zugehörte.[3])

---

[1]) Die Engel sind von jeher in die zwei Classen, gute und böse, getheilt und an die Spitze der letztern Satan gestellt worden. Er sei im Anfange der Schöpfung, da aus Gottes Hand nichts übel Geschaffenes hervorgehen und somit keine Engel ursprünglich böse sein konnten, der beste schönste Engel gewesen, in seiner Schönheit ein Leuchter oder Lichtträger, Lucifer, aber eben dadurch in hochmüthige Bewunderung seiner selbst verfallen und hatte in freventlicher Empörung versucht, sich an die Stelle Gottes, des Herrn der Welten, zu setzen. Da wurde er aus dem Himmel, der Wohnung der seligen Geister, in den Abgrund der ewigen Schmach und Qual hinabgestoßen und zog die Engel mit sich, die er zur Theilnahme an jener Empörung vermocht hatte. So schön er früher gewesen, so häßlich war er jetzt geworden, und der fromme Glaube der spätern Kirche gab ihm die widrigste Gestalt in jenen Attributen eines Bockes, einer Schlange u. s. w., mit denen zugleich seine widerspenstige widerstoßende, wie seine falsche verführerische Natur ausgedrückt wurde. In der Ausmalung der wüsten Figur lag unverkennbar das Bemühen, die gläubige Seele von vornherein mit einem Abscheu gegen das satanische Wesen zu erfüllen. Obwohl die heil. Schrift keine ausführliche Darstellung der guten und bösen Geister bietet, ging doch die Kirche besonders seit dem 4. und 5. Jahrhundert darauf aus, die Engel ihrer Natur, Beschaffenheit und Bestimmung nach genauer in das Bewußtsein der Christenheit einzuführen, sie förmlich zu klassifiziren, und so kam es, daß am Schlusse des 6. Jahrhunderts Gregor der Große, jener seltsam erhabene Kirchenhirte Roms, die schon vor ihm aufgestellte Rangliste mit den 9 Engelklassen unter die Lehrartikel aufnahm, welche der Christ in Glauben und Leben nöthig habe. Der Erzengel Michael, der in der Chronik besonders genannt wird, gehörte stets unter die Zahl der vorzüglichsten Engel. Er stammt aus dem Buche Daniel, wo er als Rathgeber und Beistand des Volkes Israel auftritt und bei dem wunderbaren Gesicht des 10. Kap. als „einer der vornehmsten Fürsten" d. h Himmelsgewalten zu Daniel herankommt, um ihm in den über dem Traumbild entstandenen innern Kämpfen geistige Stärkung zu bringen. Ohne uns in das weitreichende Capitel der Dämonologie, die ihre auslaufenden Gestalten noch in den Teufels- und Hexengeschichten des Mittelalters, selbst der neuern und neuesten Zeit herumschickte, hier genauer einzulassen, können wir doch nicht umhin noch zu bemerken, daß die Vorstellung vom Satan, wie er an der Spitze seiner Dämonen die Welt durchzieht und Unheil stiftet, unwillkürlich an das böse Prinzip des persischen Dualismus erinnert, an Ahriman mit seinen Devs — die Devas des Sanskrit, wo aber das Wort als allgemeiner Name eines Gottes, weder im vorzugsweise guten noch bösen Sinne, gilt und woher dann „deus" seine Erklärung findet. Die vorgetragene Ansicht ist schon von ganz bibelgläubigen Gelehrten angenommen worden und läßt sich in ihrer Richtigkeit geschichtlich nachweisen, indem die Engellehre, mögen einzelne Ideen, als gemeingängig in ganz Asien, schon vorher bei Israel bekannt gewesen sein in vollständigerer Beschreibung unter den Juden erst von der Zeit an erscheint, als sie auf den Wegen ihres Exils mit den Persern und den persisch influenzirten Nichtpersern in nähere Berührung gekommen waren.

[2]) Geht wieder auf die Dominikaner.

[3]) Die Minderbrüder, will Vitoduran sagen, hielten eben unparteiisch an dem richtigen Grundsatz fest, daß, was Ein Glied verschulde, nicht dem ganzen Verein oder Orden zur Last falle. Darum verblieben sie mit ruhigem Gemüthe, sonder Beängstigung für die Dominikaner, als die Sache auf ein Mitglied dieses Ordens herauskam, und geriethen nicht in Bestürzung darüber, nun sei es um den ganzen Orden geschehen. Umgekehrt hatten sich die Dominikaner, von alter Feindschaft eingenommen, bei der ersten Beschuldigung der Franziskaner schon gefreut, jetzt sei der Unglückstag über den gesammten Orden hereingebrochen. Ein feiner Weg eines derben Verweises!

Offenkundig ist die Heiligkeit des Kaisers in einem andern Stücke, weil er nach dem Genusse
des Abendmahles, mit dem er das Gift geschöpft hatte, jede Arznei verschmähte, durch welche das
Gift ausgeschüttet werden sollte, um nicht Gott und seinem Sacramente Schmach und Verachtung zu
erweisen. Diese zwei für den Kaiser angeführten und ins Volk gebrachten Dinge erheben ihn und machen
ihn ehrenhaft und ruhmvoll auf alle Zukunft, sowohl in der streitenden als triumphirenden Kirche.[1])
Wer hat je dergleichen gehört, daß Einer dem, der ihm den Tod anthat, nicht nur verzieh, sondern
ihn auch freundlich mahnte, die Flucht zu ergreifen und das Leben zu retten, auf daß er nicht seines
Todes Strafe bezahlen und grausam geschlachtet und zerrissen büßen müsse? Das ist selten oder nie,
ausgenommen in der ersten Kirche, erlebt worden. Seit Jahrhunderten aber hat man nicht von einer
so großen Verehrung gehört, wie er dem Leib Christi erwies, daß er den Heiltrank, der das Gift
austreiben sollte, von den Aerzten anzunehmen sich weigerte, um dem Sacrament nicht eine Beleidi-
gung zuzufügen, indem er das Andern so erwünschte Leben lieber verlieren als mit der Mißachtung
Gottes und seines Sacramentes länger leben wollte.

1312, Juli. Ich habe über ihn gehört, daß, als er, wie oben gesagt, zu Rom sich aufhielt, durch die Römer
und die Deutschen, die sich gegenseitig bereits täglich auf das bitterste schlugen, so viel Blut vergossen
wurde, daß es den Leuten, wenn sie über die Straßen gingen, bis an die Knöchel reichte, wobei die
Deutschen mehrentheils die Stärkern blieben. Wegen der gemeldeten und andern Beweise von seinen
Tugenden höre ich nicht auf, seinen kostbaren Tod als für die Kirche zu frühzeitig und nachtheilig zu
beklagen.

Aus den bisherigen Erzählungen geht hervor, daß vom König Rudolf an alle Könige oder
Kaiser Deutschlands den Tod des Schwertes oder des Giftes gestorben sind.

1308, 30. April. [2]) Ein wunderbares Vorzeichen aber von dem Tode des Königs Albrecht habe ich gehört, das ein
Soldat aus Schwaben, der heute noch am Leben ist, manchmal mehreren Personen erzählte und sagt, er sei
bei jener Sache zugegen gewesen und habe sie mit eigenen Augen gesehen. Als er nämlich an dem
Tage, welcher der Ermordung des Königs Albrecht unmittelbar voranging, in den Heilquellen zu
Baden in der Gesellschaft des erwähnten Königs und seiner Dienerschaft, die daselbst verweilten,
gewesen, erschien ein Wandersmann, auf der Erde weit und breit bekannt, der aus fernen Gegenden
kam. Als sie ihn fragten, ob ihm etwas Neues bekannt sei, antwortete er ja. Sie verlangten instän-

---

Lebens hineingestellt ist und einen steten Streit mit den feindlich entgegenstehenden Mächten der Unwahrheit und der Sünde
[1]) Die bekannte Theilung der Kirche in diejenige, die hienieden in die irdischen Verhältnisse eines unvollkommenen
zu bestehen hat — und in diejenige, welche in der jenseitigen Vollendung hoch über dieser Zeit und deren verderblichen
Elementen den Triumph feiert.

[2]) Diese Erzählung ist hier am unrechten Platz und gehört als Anschluß zum Tode Albrechts. Vielleicht ist Vitoduran
mit seiner Feder darauf hinübergeglitten, weil er gerade in den vorangehenden Zeilen den Tod des andern Kaisers Heinrich
berührt.

dig, daß es ihnen dargelegt werde, und er erzählte ihnen: Auf dem Wege sei ihm, als er auf seinem Pferde saß, die größte Menge Wespen und Heuschrecken begegnet, die ihn umgaben und die heillosefte Plage verursachten. Als er sie mit Schwert und Prügeln wegzutreiben versuchte, damit sie ihn nicht zu Tode stächen, richtete er gar nichts aus; denn nur desto lästiger und ungestümer drangen sie auf ihn ein, um ihm das Leben zu nehmen. Auf diese Beobachtung hin erfand er sich listig ein Hülfsmittel, wodurch er dem ihm zugedachten und bereits ganz nahen Tode ungefährdet entgienge. Er sprang nämlich schnell vom Pferde, band den Sattel vom Pferde los, legte ihn über seinen Kopf, hielt ihn ihren Bissen und Stacheln entgegen und rettete so mit vielen Mühen sein Leben. Als das erwähnte Flügelvolk aber sah, daß ihm die Gelegenheit, ihn länger zu schädigen, genommen war, stürzte es auf sein Pferd los und richtete es vollständig zu Grunde.

Als nun der König das hörte und verwundert ihn fragte, was das wohl andeuten oder bezeichnen könnte, zog Jener die Gefährdung von des Königs Leben mit herein, wenn er nicht vorsichtig seinen Weg gehe. Da dies der König mit zerstörtem und bedenklichem Sinn und entstellter Miene erschrocken zu Herzen nahm, wurde der Erzähler unverweilt von den spätern Urhebern des Königsmordes schwer geschlagen, ja konnte ihren Händen kaum entrissen werden. Diese Vorbedeutung oder Vorverkündigung bestätigte am morgenden Tag der Ausgang der Sache, weil der König dann außer den Mauern der Stadt Brugg, wie oben ausgeführt worden, von ihnen getödtet wurde.

Um diese Zeit empfieng ein Minderbruder aus dem Convent zu Lindau in einem wie man glaubt von oben geoffenbarten Gesichte diese Weissagung, daß er dem Tode des Ertrinkens im Bodensee nicht entrinnen könne. Als er erwachte, gerieth er über des Gesichtes Weisung in Staunen und große Furcht und floh nun, menschlich denkend, den See von ferne und vermied es lange sorgfältig, sich ihm zu nähern oder auf ihn hinauszufahren. Da fiel an einem Tage nach dieser Zeit eine Angelegenheit von dringender Art, die unverhofft sich einstellte, seinem Convent zu Lindau in die Hand, und ihm als dem dazu Geschicktesten wurde von seinem Conventherrn vermöge der Gehorsamspflicht aufgetragen, so schnell als möglich nach Konstanz zu schiffen, um die Sache oder das Geschäft der fraglichen Angelegenheit zu besorgen.

Als er fast eine Meile auf dem See von Lindau noch Konstanz gefahren war, sah er einen Wirbelwind und die wachsende Heftigkeit eines Sturmes, der bereits da war, voraus, bemerkte sie durch eine klug angebrachte Vermuthung und bat die Schiffer flehentlich, eiligst zu landen, damit sie nicht das Loos treffe, im Strudel des nahe seienden oder einbrechenden Sturmes das Leben zu gefährden. Diese gaben auf seine Worte nicht im Geringsten Acht und ruderten rasch gerade auf Konstanz hin. Die wilde Wuth des Sturmwindes kam aber entsetzlich, in unbändiger Weise heran, so daß sie ihr nicht mehr entfliehen und landen konnten. Denn der Andrang desselben geschah plötzlich

grenzenlos, erschütterte das Schiff mit den gewaltigsten Stößen, zerschlug es, stürzte es um und versenkte den Bruder und warf ihn in die Tiefe hinab.

Hier lag er, allen unbekannt, unbeweglich ein volles Jahr hindurch. Aber dann kam es einigen Fischern im Traume vor, sie müßten mit ihren Schiffen und Netzen auf jene Seestelle eilen; denn nachdem sie dort ihre Netze ausgelegt und gefischt, würden sie an einem sehr glücklichen Zuge hoch erfreut. Sie kamen im Schiff an die bezeichnete Stelle, legten die Netze aus, zogen den Bruder herauf, nahmen ihn ins Schiff und fanden, was wundersam lautet, seinen Körper ganz unbeschädigt und sein Kirchenbuch [1]) unversehrt. Nachdem er dann von ihnen den Brüdern des lindauischen Convents zu großem Erstaunen übergeben worden war, wurde er in ihrem Kloster ehrenvoll bestattet.

Zu derselben Zeit giengen, wie ich mehrmals durch sichern Bericht gehört habe, zwei Minderbrüder von Schaffhausen auf dem Wege nach der Stadt Villingen, [2]) da sie die Nacht schon überfiel, über den Berg Randen und hielten mit fröhlichem Gemüthe einen Gesang, der das Lob der ruhmwürdigen Jungfrau Maria, unserer Herrin, feierte. Denselben hörte ein Räuber, der in den Schlupfwinkeln des Berges versteckt war, und erkannte daran, daß die Brüder gelehrte und fromme Männer seien, weil der Gesang in der lateinischen Sprache gehalten war, und er wurde so sehr betroffen, daß er nicht bloß sie nicht anfiel und beraubte, — was er vorher zu thun im Plane hatte — sondern sich auch entschloß, sein abscheuliches, in Räuberei verbrachtes Leben zu verlassen und standhaft aufzugeben. Und damit er seinem heilsamen, von oben eingeflößten Gelübde nachkomme, folgt er von ferne gerade den Brüdern nach, kommt nach Villingen und geht an's Thor der dort wohnenden Minderbrüder und frägt den Pförtner, ob nicht zwei Brüder von Schaffhausen an jenem Tage angekommen seien. Als dieser geantwortet hatte ja, bittet er inständig, daß sie oder der eine von ihnen zu ihm gerufen würden; denn er habe ihnen etwas Geheimes zu überbringen. Sobald das geschehen war, deckte er dem einen aus ihnen seine Sünden offen auf und legte das Geständniß mit Thränen ab, welche den Ernst und Eifer seiner innern Zerknirschung darthaten, und eröffnete ihm unter andern in seinem Geständniß, daß er sie auf jenem Wege umzubringen im Gedanken gehabt habe, aber durch ihren Gesang von seinem schändlichen Vorhaben abgekommen und wieder ganz zum rechten Sinn gelangt sei. Das hörte der Bruder Beichtiger mit nicht geringer Verwunderung und brachte Gott die reichlichen Danksagungen, daß er ihm und seinem Gefährten das zeitliche Leben erhalten und den Räuber zum Stande des Heils geführt hatte.

Auch um diese Zeit oder nicht lange vorher trug sich eine außerordentliche und recht wunderbare Sache, ebenfalls der Erzählung und Beschreibung werth, in einer Provinz Sachsens zu, in einem

---

[1]) Oder das Brevier als kurzes zusammengefaßtes Verzeichniß der Gebete, Ceremonien, Meßhandlungen, kurz alles dessen, was zum vollständigen Kirchendienst des Priesters gerechnet wird.

[2]) Im Schwarzwaldkreis Würtembergs.

Convent der Minderbrüder zu Lübeck,[1]) und wird von geachteten, wahrheitsliebenden, heute noch lebenden Brüdern erzählt.

Ein Guardian [2]) war mit seinem Gefährten von dem gleichen Convent im Umkreise seines Klosterbezirkes ausgezogen und in einer Nacht in einem Schloß zu Gast eingekehrt, dessen Herr, von seinen Vorfahren hierin seit jeher belehrt, die Brüder im Schloßthurm festlich und ehrerbietig in reich versehenen Betten zu beherbergen pflegte, in jener Nacht es jedoch nicht wagte, weil neulich ein böser Geist angefangen hatte, in selbigem Thurm mit dem größten Ungestüm zu hausen. Deshalb scheute er sich, die Brüder nach gewohnter Weise dorthin zu legen, und ließ ihnen die Betten an einem andern Orte aufschlagen. Als aber der Guardian zuletzt die Absicht des Schloßherrn vernommen hatte, wollte er doch nicht ermangeln, an den gewohnten Ort und in die gewohnte Bequemlichkeit gelegt zu werden. Da man ihm nun ernstlich mißrieth, er möchte es nicht versuchen an demselben Orte zu schlafen, um von dem Geiste nicht geplagt zu werden, antwortete er, er vertraue fest auf Gott, daß er jenen Geist bändige und nicht zulasse, daß er von ihm geängstigt werde; denn derselbe könne seine Gewaltthätigkeit an Niemanden ausüben, wenn es ihm Gott nicht gewähre.

Nachdem sich also der Guardian mit seinem Gefährten an jenem Orte dem Schlummer und der Ruhe überlassen hatte, beunruhigte sie der Teufel alsobald auf das ärgste. Als der Guardian mit ernster Bescheltung Stillschweigen und Frieden im Namen des Gekreuzigten geboten hatte, fügte der andere drein: „Wenn du mir morgen, sobald du heimgekehrt bist, in deinem Kloster Herberge gibst, will ich von meiner Unbändigkeit ganz ablassen." Der Guardian soll ihm auf folgende Weise geantwortet haben: „Wenn du dich unter meinen Brüdern ohne Schädigung undBöswilligkeit aufhalten willst, will ich es dir allerdings erlauben." Er versprach es ihm wieder unter Betheurung.

Da nun am Morgen der Guardian mit seinem Gefährten unverletzt und durch den ruhigen Schlaf ganz neu belebt aus dem Bett kam, war der Schloßherr mit seiner ganzen Familie von nicht geringer

---

[1]) Seit dem Zuge Attila's hatte sich die Gestalt Deutschlands geändert. Die vielen Namen deutscher Volkszweige oder Volkstheile treten zurück und gehen gleichsam über und auf in den größer auswachsenden Hauptstämmen. Waren früher die zahlreichen Germanengruppen ununterschieden durcheinander gemischt, ohne bestimmte Landesgrenzen wie ohne eine zum ausgeprägten Staatsleben gehörige Verfassung, so fieng jetzt der Charakter der vorragenden Völkerschaften an, sich in diesen beiden Beziehungen zu bestimmen und des Landes Gebiet nahm sicherere Grenzen an. Die Sachsen schlossen sich in ganz andern Kreisen zusammen als heut zu Tage. Sie waren die Nachbarn der Friesen und bebauten den deutschen Boden, wenn wir ihn nach Flußstrichen angeben wollen, im Westen von der Yssel, im Süden von der Ruhr, Eder, Werra, Unstrut und Saale an bis in den Osten zur Elbe und hinauf in den Norden an die Trave und Eider zwischen Ostsee und Nordsee. Auf der Karte des jetzigen Deutschlands erstreckte sich der Sachsen Wohnsitz, indem wir nur Hauptnamen anführen, über Westphalen, Kurhessen, preußisch Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Holstein, zwischen welch letzteren beiden Lübeck ja eingeschlossen liegt. Wenn dann mit diesem von den Zeiten Attila's datirenden Deutschland unter den fränkischen und schwäbischen Kaisern im 11., 12. und 13. Jahrhundert wieder mancherlei Veränderungen vorgegangen sind und besonders auch das Herzogthum Sachsen eine andere Eintheilung erhielt, so konnte Lübeck zu Vitodurans Zeit doch noch immer unter dem Namen sächsischen Gebietes vorkommen.

[2]) Eigentlich Wächter, Wachthaber, also Oberaufseher oder Vorsteher eines Mönchsklosters.

Verwunderung und Erstaunen erfüllt und erkannte daran die Heiligkeit des Mannes. Sobald dieser Guardian am andern Tage heimgekehrt und an die Thüre seines Klosters gekommen war, grüßte ihn der Geist, der ihm vorausgelaufen, von der Schwelle der Thüre aus. Da jener niemanden sah, obwohl er seine Augen hierhin und dorthin gerollt hatte, verwunderte er sich nicht wenig, wer ihn denn gegrüßt habe. Der Geist verstand das wieder seinerseits und antwortete: „Ich bin derjenige, dem du gestern im Thurm, meinetwegen in Aengsten versetzt, deine Herberge bestimmt versprochen hast." Zu dessen Worten fügte der Guardian: „Heute will ich dir mein Versprechen bestätigen, wenn du mir den geleisteten Eid ungeschmälert hältst, daß du unter meinen Brüdern im Convent ohne Schaden hindurchgehst." Er gelobte es zu thun. Der Teufel trat also mit der Erlaubniß des Guardian in das Kloster ein, wohnte daselbst zwei Jahre neben den Brüdern und beachtete diesen Vertrag unverletzlich, ja erwies ihnen, was noch mehr ist, mannigfache Wohlthaten, indem er die Brüder an ihre ihnen aufgetragenen Pflichten angelegentlich und wachsam ermahnte und ihre Versäumnisse nachholte, sogar bei niedrigen Verrichtungen, nämlich Becher spülen, Teller waschen, und in andern ähnlichen Dingen. Einem Bruder, der in seiner Zelle beim Licht studirte, löschte er zuweilen das Licht aus. Als dieser ihm drohte, er werde zum Chor gehen und dem Gebete obliegen, um den Schaden im Lernen dort durch das Gebet zu ersetzen, wurde er vom Teufel sogleich gebeten zurückzubleiben, denn er wolle ihm gerne das Licht wieder anzünden. Das that er auch.

Wenn die Brüder zusammensaßen, ihre Erbauungsstunde zu halten, verkehrte und unterhielt er sich mit ihnen; man hörte ihn freilich nur, sah ihn aber nicht. Als er jedoch einmal die jüngern Brüder zum Besuch des Gottesdienstes auf seine gewohnte Weise gemahnt hatte und ein schläfriger, vor allen aus griesgrämischer Bruder der Mahnung zuwider nicht zum Frühdienst [1]) gekommen war, eilt der Teufel, der es sieht, in die Kammer, nimmt ihn aus seinem Bett und trägt ihn mitten auf den Chor hin mit den Worten: „Du mußt, ob du wollest oder nicht, mit den andern Brüdern deinem Schöpfer dienen." Ueber dem wunderbaren Hergang dieser Sache ganz erstaunt, sang der Bruder mit den andern Brüdern die Frühhymnen dem Herrn vollständig ab.

Dieser Geist hatte endlich ein ihm von seinen Obern [2]) aufgetragenes Geschäft in jener Stadt ausgeführt und zum beabsichtigten Ziele gebracht, daß er nämlich einen ehrwürdigen geistlichen Herrn mit einer Frau von vornehmem Ruf und aus guter Verwandtschaft, früher ledigen Standes, beide von ihm durch den Kitt der Liebe zusammengekittet und für einander in Beschlag genommen, in das Vergehen des Fleisches oder das Laster der Unzucht geworfen hatte, worauf deshalb der Mord des Geistlichen, von den Verwandten der Frau verübt, erfolgte, weil sie ihn auf der unzüchtigen That

---

[1]) Zur Matutine oder Mette, der ersten Morgenandacht.

[2]) Wir verweisen auf unsere frühere Note, daß auch die Teufel oder Dämonen in Classen eingetheilt sind, die ihre Obern oder Vorsteherschaften haben. Der zu diesem Handel bestellte Geist war also ein untergeordnetes Wesen.

ertappt hatten. Als dies der Geist den Brüdern in der Stille der Nacht, da es ihnen noch gar nicht bekannt und doch schon geschehen war, geoffenbart und erklärt hatte, das sei der Grund seiner Herkunft gewesen, sagte er dem Guardian, seinem Gastgeber, Dank und den Brüdern Lebewohl und zog weiter, indem er sie noch zu Zucht und Gehorsam ihres Ordens ermahnte; denn unendliche und unschätzbare Belohnungen und Freuden würden sie dadurch im Himmel auf ewig zu erlangen verdienen. [1])

Um das Jahr 1313 ereignete sich in meinem Vaterlande, in der Stadt Winterthur, am Feste 1313, 21. Dezbr.
des hl. Thomas, nicht lange nach der Abenddämmerung ein beklagenswerther Unfall. Es brach nämlich zufällig Feuer aus, verzehrte in vollständigem Brand den obern Theil der Stadt und verwandelte ihn in Staub und Asche. Da bei dieser Feuersbrunst Leute darüber allzusehr bestürzt und erschrocken und zu wenig umsichtig geworden waren, hatten sie sich in die Keller begeben, auf die sie zu viel vertrauten. Dadurch hatten sie sich wider ihren Sinn noch mehr der Gefahr ihres Lebens hingegeben. Denn das Feuer schob Rauchwolken, Dunstmassen und Gluth durch Thüren, Fugen und das Fenster hinein und erstickte etwa zwanzig Menschen beiderlei Geschlechts.

Als der Papst Clemens V. dieses Namens den Weg alles Fleisches gegangen war, feierte, wie Einige sagen, der Stuhl drei Jahre. Ihm folgte endlich Johann XXII. im Jahr 1318, gebürtig von 1316, 7. August.
Cahors, [2]) ein Mann von kleiner Gestalt, am Körper mager, mit einer sehr geläufigen Zunge. Er veröffentlichte gegen das Verbot seines Vorgängers das siebente Buch der Dekretalen. Darob sprudelten so große Gefahren, Aergernisse, Streitigkeiten, Aufregungen unter den Völkern auf, so viele Irrthümer, so viele Verwicklungen, wenigstens in Deutschland, daß sie niemand zu zählen vermöchte. Besonders

---

[1]) Die ganze Erzählung, treuherzig und naiv in der fabelnden Zunge der Zeit, bietet uns den Stoff zu einer gehaltvollern Betrachtung und zwar nach einer zwiefachen Seite hin. Wenn wir das Gebahren des Geistes namentlich im Kloster besehen, so sticht es uns von der Weise, wie sich nach den gewöhnlichen Begriffen ein Teufel benehmen müßte, auffallend ab, und wir kommen wie von selbst auf den Gedanken, daß das ein ganz respektabler Dämon war. In solcher Milderung satanischer Natur steht indessen unsere Geschichte nicht vereinzelt da; wir lesen auch an andern Orten von einer gewissen Dienstbarkeit, die von derartigen Geistern den menschlichen Interessen oder Bedürfnissen erwiesen wird, wie also hier der Teufel in gutmüthiger Willigkeit nicht nur Tisch- und Küchengeschäfte verrichtet, sondern sogar zur Verehrung Gottes und zur Erfüllung der Ordenspflichten antreibt. Das ist nun eben einerseits ein sprechendes Zeugniß davon, wie schwer es dem menschlichen Gemüthe fällt, sich irgend ein Wesen und wäre es also der Teufel selbst so vollständig verdorben zu denken, daß auch nicht mehr die letzte leiseste Regung oder Anlage zu etwas Gutem vorhanden bliebe. Und andererseits verstehen wir darin die verhüllte aber heilige Sprache davon, daß die höchste auch über die bösen Wesen entscheidende Macht doch nur bei Gott ist, und so furchtbar die gefährdende Bosheit des Satans geheißen werden möchte, hat doch auch er noch die fast instinktmäßig in ihm zurückgebliebene Scheu vor dem allein Anbetungswürdigen, was wir in einem so gewaltigen Worte Jak. 2, 19 lesen: „Du glaubst, daß nur Ein Gott ist. Du thust wohl, auch die Teufel glauben es und zittern."

[2]) In Frankreich, Departement Lot, wovon es Hauptort ist und am gleichnamigen Flusse liegt, jetzt mit etwa 13,000 Einwohnern, bedeutend als Bischofssitz, sammt Academie, Seminar, königlichem College und verschiedenartigem Handel. Die Stadt ist noch deshalb bemerkenswerth, daß außer dem Papst Johann auch der neapolitanische König Mürat und namentlich der Dichter Clement Marot von Cahors stammte. Letzterer geboren im Jahre 1495, gestorben 1544 in Turin, als Märtyrer des Protestantismus einst im Gefängniß, Calvins inniger Verehrer und Anhänger, der französische Uebersetzer biblischer Psalmen, bewundert von seiner Nation als der größte Dichter seiner Zeit, und in der That mit einer Muse heitern Humors, gewandten Schwunges und hübscher Sprache.

1321. durch die Verordnung des siebenten Buches, die anfängt: «Quum de quibusdam mulieribus». Als sie bekannt gemacht und völlig unrichtig verstanden und durch ganz Deutschland auf den Kanzeln beharrlich in lügenhafter Weise abgelesen war, wurden unzählige Herzen der Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus und noch vieler andern auf das tiefste verwundet. Denn jetzt mußten sie die Klostertracht ablegen und eine weltliche anziehen. Viele nun in ihrem eigenen oder der Verwandten Hause, die vierzig Jahre und länger in grauen, schwarzen oder weißen Kleidern dem Herrn in Keuschheit und andern Tugenden und guten Werken gedient, wurden durch ihre Pfarrgeistlichen gezwungen, rothe oder gelbe, grüne oder blaue Kleider anzulegen und darin, während die andern bei Seite lagen, in den Kirchen zu erscheinen, und wenn sie es nicht nach der weltlichen Mode und Gestalt und Gewohnheit thaten, konnten sie es den Pfarrern oder Pfarrgeistlichen gar nicht recht machen.[1]) Wie viele Spöttereien, wie viele Verächtlichkeiten, wie viele leichtfertige Scherze damals viele züchtige und keusche Schwestern ausgehalten haben, das weiß Gott! Sie waren auch zum Schauspiel und Sprichwort allen Menschen geworden. O wie oft haben Viele eine große Schande erlitten, wenn sie öffentlich schmählich herumgeschleppt und mißhandelt wurden! Die Unordnung, welche unter dem Vorwande einer clementinischen Verordnung über sie gebracht wurde, ward vielen — traurige Bemerkung! — der Anlaß zum Sturze; denn manche, welche lange Zeit ein eheloses Leben für den Herrn führten, brachen das Gelübde der Keuschheit und kehrten zur Welt zurück, oder sie schlossen eine Ehe, oder trieben, was noch schlimmer ist, auf vielerlei Art Unzucht. Jene aber, welche damals bei einer so ungeheuern Raserei der Verfolgung im Gelübde der Enthaltsamkeit verharrten, bewährt

---

[1]) Vitoduran als Ordensgeistlicher stellt sich begreiflich auf die Seite der Ordensfrauen und vertheidigt deren Sache oder Standpunkt gegen die Weltgeistlichen. Letztere mögen, wie denn zwischen ihnen und Ordensleuten stets eine gewisse Bitterkeit galt, nicht immer ohne Leidenschaft geblieben sein, namentlich in so unbedeutenden Fragen als diejenigen über Tracht und Kleidungsstücke waren, wo es eines freien, über den Schranken des Ordens stehenden Geistlichen würdiger geheißen hätte, der persönlichen Ansicht und Neigung unverkümmerte Geltung zu lassen. Indessen hatten die Weltgeistlichen eine Stütze an einer Classe von Minderbrüdern selbst, welche die zu straff angezogenen Bande der Ordensgelübde etwas schlaffer hängen ließen und daher in der Kleidung wie in der übrigen Lebensordnung auf ungedrücktem ungebundenen Fuße giengen. Sie hatten dazu auch ein vollständiges Recht, da Franziskus den von Vitoduran erwähnten dritten Orden als eine Seitenpflanzung seiner sonst im strengsten Sinne angelegten Stiftung noch selbst 1221 eingesetzt hatte, für solche nämlich, welche ohne in den von aller Welt und Natur absperrenden Verschluß des engeren Ordensbundes ganz überzugehen, in der Welt zurückbleiben und doch dem Orden angehören konnten, von Seiten des Franziskus eine klug berechnete Concession, um seinem Orden eine recht breite Unterlage und eine recht weite Ausdehnung zu gewinnen. Sie bekamen dann keine andern Ordensregeln als diejenige der Büßung und bildeten darum den tertius ordo de poenitentia oder die Tertiarier, als dritter Orden nach dem ersten des ursprünglichen Barfüßerthums und nach dem zweiten der hl. Clara gezählt. Die Ordensglieder strengern Sinnes und Verhaltens, unter denen unser Chronist unverkennbar steht, sie als Minoriten vorzugsweise genannt und genommen, machten gegen die Kleidung und Haltung dieser freien Partei mancherlei Einwendungen und beschuldigten sie, wenn der Eifer gar groß wurde, selbst des Abfalls vom Ordensstifter und Ordensgelübde, nahmen dagegen diejenigen Tertiarier, die aus eigner Wahl den schärfern Vorschriften nachlebten, unter ihre wärmenden Schutzflügel. Das ließen die Weltgeistlichen oder Pfarrer nicht unbenutzt vorübergehen und konnten es bei denen, die eben noch in der Welt, somit nicht vollständige Ordensglieder waren und daher als Gemeindeglieder noch unter ihnen standen, mit unnachgiebiger Festigkeit durchsetzen, daß sie die beliebten Formen und Farben ihrer Tracht auf eine ihnen ärgerliche Weise im Schritt mit der „Welt" umtauschen mußten.

wie das Gold im Ofen, bereiteten in ihrer Reinheit eine Gottes würdige Wohnung. Wie viele und was für Mühen und Kosten die Minderbrüder bei dem apostolischen Stuhle für die Wiederherstellung und Einsetzung ihrer Schwestern gehabt haben, wird niemand leicht berechnen. Denn nur durch den apostolischen Stuhl sind die Brüder und Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus, indem die Dazwischenkunft der Minderbrüder und ihrer Freunde vermittelte, in ihren frühern Zustand zurückgeführt worden, während zugleich jener Sturm in seiner Heftigkeit noch fortdauerte. Wenn jemand das mannigfache Schluchzen, die kläglichen Seufzer, die bittersten Klagen, den aufstöhnenden Jammerruf, die schmerzbedeckten Gesichter mit dem durchdringendsten Geschrei gesehen und gehört hätte wie ich, ich zweifle nicht, daß er mit ihnen aus dem innersten Herzen gejammert hätte.

Es drängten sie auf das härteste die Pfarrgeistlichen, in ihrer Bosheit blind geworden, die die Schrift nicht kannten, die Worte dieser Decretale nicht verstanden, oder andere von ihnen, welche sie verstanden, aber aus Haß und Schlechtigkeit den Sinn der Worte unter dem Vorwande, es sei päpstliche Vorschrift, geflissentlich verdrehten, durch Schrecknisse und Drohungen und Verläumdungen, durch den Blitzstrahl der Bannung aus der Kirche und durch Ausschluß von den Sacramenten, durch furchtbares und schändliches Geheul, durch entsetzliches Geschrei Angesichts aller Leute an jedem Sonntag in den Kirchen, so daß in gewissem Sinne das Wort des Propheten Jeremia in Erfüllung gieng, der sagt: „Die Stimme des Weinens und Jammerns ist zu Rama gehört worden" [1]), weil die Schwestern vor der unmäßigen Bedrückung durch die Menschen bis zum Himmel auf schrien, indem sie ihre Unschuld darthaten und die Ungerechtigkeit, die an ihnen geübt wurde, aus allem Vermögen beklagten. Denn die Verordnung, deren jetzt Erwähnung geschieht, redet und beabsichtigt, wie jedem der hineinschaut klar dasteht, nichts anderes als über die Beginen [2]), die niemanden Gehorsam ver-

---

[1]) Jerem. 31, 15 und vgl. Matth. 2, 18.

[2]) Sie bildeten unter diesem Namen eine Schwesterschaft, deren entsprechende Brüderschaft, aus Männern bestehend, die Begharden hießen. In Deutschland und in den Niederlanden führten sie auch den Namen Begutten, in Frankreich Beguinen und zwar letztern promiscue, so daß Frauen und Männer darunter verstanden waren (béguins et béguines). Das Gassenvolk nahm sie für Schauspieler oder Possenreißer und belegte sie mit dem Spottnamen turlupins. Man hat lange, um das Wort Beginen zu erklären, an der Meinung festgehalten, sie stammen von der hl. Begga her, der Tochter des fränkischen Majordomus, spätern Fürsten Pipin; doch ist jetzt die gewiß richtigere Ansicht angenommen, daß sich der Name vom englischen beg, beten, bitten, gebildet hat, und Beginen im Munde des Volkes Betschwestern bedeutete. Die ersten Spuren der Schwesterschaft, die erwiesenermaßen früher als die Brüderschaft bestand und der letztern Vorbild war, zeigen sich um die Mitte des eilften Jahrhunderts und zwar zu Vilvorde in Flandern, unweit Brüssel. Hier fiengen Frauenspersonen, von einem besondern Trieb nach Gottseligkeit geleitet, an in stillen Gesellschaften zusammenzutreten und versammelten sich in gemeinschaftlichen Häusern, wo sie ihre Andachtsübungen hielten oder geradezu mit einander lebten. Sie hatten Aehnlichkeit mit dem Stande der Nonnen, unterschieden sich aber von diesen in den wesentlichen Stücken, daß sie weder in Gelübde noch Regeln eingiengen, weder irgend ein Gut noch Einkünfte, auf deren Grund Klöster wuchsen, anzunehmen gewillt waren, worauf Vitoduran im schlimmen Sinn hinweist. Sie suchten ihren Unterhalt im Fleiß der Handarbeit, verwendeten die Geschenke, die ihnen nach und nach zukamen, auf die Unterstützung der Armen und Kranken, öffneten ihre Beginenhäuser als Zufluchtsstätten für verwaisete Töchter, Wittwen und andere unglückliche Frauenspersonen und brachten es namentlich auch dazu, gut eingerichtete Frauenstifte für adelige Wittwen und Waisen gefallener Kreuzfahrer zu halten. Sie widmeten sich mit Lehre und Gebet dem Unwissenden, spendeten Stärkung dem Schwachen, Trost dem Sterbenden und erwiesen sich nach vielen Richtungen hin als

sprechen noch auf Eigenthum verzichten noch sich zu irgend einer bestätigten Regel bekennen, wiewohl sie die Tracht der Beginen tragen. Einige von ihnen haben sich zu unsinnigen Gedanken verführen lassen und streiten und predigen über die höchste Dreieinigkeit und das göttliche Wesen und bringen in Betreff der Lehrartikel und kirchlichen Sacramente die dem seligmachenden Glauben zuwiderlaufenden Ansichten ins Volk. Freilich lassen sich gläubige Frauen durch solche Dinge nicht hindern, in den eigenen Häusern, haben sie Enthaltsamkeit gelobt oder nicht gelobt, ehrbar sich zu verhalten, willig Buße zu üben und im Geiste der Demüthigung dem Herrn zu dienen. O wie klar ist jene Decretale, deren innersten Sinn ich hier eingeschaltet habe! Es tritt daher sichtbarlich heraus, daß die Pfarrer

---

Dienerinnen aufopfernder Barmherzigkeit. Als der Schwesterschaft auch die Brüderschaft gefolgt war, sonderte sich ein eigener Verein ab und stellte sich die ausschließliche Aufgabe, nur Krankenpflege und Todtenbestattung zu besorgen. Von jenen abgeschlossenen Versammlungshäusern oder Cellen erhielten sie dann auch den Namen Cellenbrüder, Cellitae, von ihrem Todtengesang aber, den sie mit leiser Stimme, unverständlichem Wort vortrugen, den Namen Lollharden, aus altdeutsch und niedersächsisch lollen, unser lallen und lullen. — So wohlthätig sie sich ihrer Mitwelt erzeigt hatten, vermochten sie Anschuldigungen und Verfolgungen doch nicht von sich abzuhalten, die sie anfänglich unverdient, später mit Recht trafen. Schon von der ersten Zeit an hatten ihnen vorzüglich die Bettelorden scheele Blicke zugeworfen, eifersüchtig, daß diesen Gesellschaften aus den Händen des Volkes Gaben zuflossen, und ängstlich darob, sie selber würden nun an dem öffentlichen Almosen zu kurz kommen, weshalb es jeder Bettelmönch fast für seine Pflicht ansah, diese Mitesser am Tisch des allgemeinen Gnadenbrodes in ein schiefes Licht zu stellen, und wahrlich auch unser Chronist ist nicht gut auf sie zu sprechen! Nach und nach arteten die Gesellschaften freilich aus und schlugen, wie dies im Lebensgange aller Sekten liegt, in so verkehrte verderbliche Auswüchse um, daß selbst Päpste und Obrigkeiten, die ihnen sonst zum Trotze gegen die selten beliebten Bettelorden gewogen waren, wider sie einschreiten mußten. Sie mengten in der Lehre richtige und falsche Bruchstücke durcheinander, welche wie roh zusammengeworfene Steine mehr zerschlugen als einen Bau und eine Erbauung bringen konnten. Bald verloren sie sich in einen pantheistischen Satz, bald in eine mystische Gefühlsschwärmerei. Gott sei in allem, sagten sie, die Welt selbst sei Gott. Aber auch in ihrem eigenen Geiste könne nichts anderes als Gott selber sein, und weil er es selber sei, so werde jeder Mensch was Christus, ein Kind oder Sohn Gottes. Darum geschehe auch der beste Gottesdienst inwendig und jede äußere Uebung oder Anstalt sei überflüssig, überflüssig sei die Kirche, die Taufe, das Abendmahl. Diese stellten sie mit den Satzungen des alten Judenthums in Eine Classe und führten als „Brüder und Schwestern des freien Geistes“ die Sprüche Röm. 8, 2 und 14 als ihre höchste Predigt beständig im Munde. Hierauf gehen die schmerzlichen Klagen Vitodurans. Von den theoretischen Irrungen in der Lehre war nur ein kurzer Schritt zu den praktischen Vergehungen im Leben. Weil der innere Mensch, hieß es, des göttlichen Lebens voll sei, könne der äußere Mensch, auch wenn er etwas Fleischliches oder Sündliches begehe, keine Schuld über sich herbeiziehen; denn was gehe eine körperliche Verrichtung das seelische Leben des Menschen an, oder was für einen Bezug habe ein Flecken an der Außenseite der Schale auf die Kostbarkeit des goldenen Kerns! Andere löschten geradezu den Begriff der Sünde selbst aus und sagten, daß, da Gott in ihnen der Geist sei und ihren Körper wie ein Instrument leite, von ihnen in keiner noch so schlimmen Handlung eine Sünde begangen werden könne, weil sie ja von Gott gewirkt sei, Gott aber nichts Böses erzeugen könne. So kam es, daß sie sich zuletzt in wildem Wahne herumtrieben, allen Gelüsten des Fleisches freie Zügel ließen und in die absurdesten Ausschweifungen verfielen. Nur ein geringer Theil der Beginen vermochte sich im ursprünglichen Geiste zu bewahren und lebte in den Niederlanden, besonders zu Löwen in Brabant, bis auf die neuere Zeit, in Deutschland bis zur Reformation namentlich zu Lübeck, Görlitz, Leipzig, wo man sie unter dem Namen „Seelenweiber“ kannte, weil sie für das Heil der Seelen beteten oder sonst zu sorgen sich bemühten. — Die Geschichte der Beginen und Begharden ist ein höchst bedeutsamer Beitrag zur Charakteristik der Sekten, wie wir ihn kaum irgendwo anders treffen könnten. Sie zeigt uns ein still angesetztes Feuer, das anfänglich in der reinen Flamme der Andachtsgluth und Bruderliebe aufsteigt, aber nach und nach als gefährlichen Brandstoff Hochmuth, Selbstvergötterung, Irrsinn herbeizieht, um sich daran zu schüren und zu einer verwüstenden Gewalt zu werden, bis alle bessern Elemente, von denen die Herzen noch zu einer vernünftigen Gottesverehrung hingetragen waren, niedergesunken und nur die unbestimmt schwärmenden Irrwische zurückgeblieben sind, die dann endlich in Fanatismus und unsittlichen Ausschreitungen als gemeinschädliche Lohe aufschlagen, alles unter der immer hochgehaltenen Aegide gläubiger Beeiferung und geistiger Wiedergeburt. Möchten sich auch die Sekten unserer Tage in diesem Spiegel beschauen!

gegen die Schwestern, wie ich weitläufig besprochen, aus bloßem Hasse gewüthet haben und suchten, einen Funken ja eine Leuchte der Religion und rechtgläubigen Lehre auszulöschen! Da sie diese Leuchte aber nun durchaus nicht überdecken und verdunkeln konnten, wie sie gedachten, sondern was wenigstens die Schwestern der dritten Regel anlangt, diese um so mehr wuchsen, je mehr sie bedrückt wurden, so ist hierin offenbar das Wort Davids in Erfüllung gegangen, der in den Psalmen sagt: „Warum tobten die Heiden und sannen die Völker vergebliche Dinge aus gegen den Herrn und gegen seinen Gesalbten" [1]), und wiederum: „Sie haben Anschläge erdacht, die sie nicht ausführen konnten." [2])

Ueber diese Sache will ich eine lustige Geschichte aus der damaligen Zeit meiner Erzählung beisetzen. Ein Pfarrer, der an der Kirche der Stadt Dießenhofen im Dienst und mir bekannt ist, war damals von einem übermäßigen Hasse gegen die vorbenannten Schwestern gestachelt, freute sich deshalb sehr über ihre Auflösung, und als sie ihn fragten, ob es wahrscheinlich oder glaubwürdig sei, daß sie, wie Einige hofften, von ihrem Falle und von dem schweren Sturz in ihre Verspottung und Verachtung auf die ehrenvolle Höhe des frühern Zustandes sich wieder erheben würden, antwortete er sehr leichtfertig und ärgerlich: „Wenn sie inskünftig je auf der Erde wieder erscheinen, so will ich mich selbst euch in Gold ausliefern."

Als sie dann jene Bedrängniß bald überstanden hatten und von dem Erlaß des Papstes und dessen Veröffentlichung allerwärts in ihren frühern Zustand zurückgekehrt waren, setzten die Nonnen, welche bei der genannten Stadt wohnten und ihrer zahlreichen neu errichteten Gebäude halber in viele Schulden gerathen waren, wobei sie wußten, daß er in jene Worte ausgebrochen, durch einen Boten scherzweise in ihn, er möchte zur Erleichterung ihrer Hülflosigkeit und der Tilgung ihrer Schulden so gut so gefällig sein, ihnen wenigstens eines seiner goldenen Glieder zu schenken, weil die Schwestern vom dritten Orden ruhmreich zurückgekehrt seien und in ihrer Tracht wie früher erschienen und er nun, deshalb ganz golden geworden, allen Armen gespendet werden müsse.

Auf diese Rede gerieth er ganz in Verwirrung, wußte nicht was sagen und schickte, darüber von außerordentlicher Gedankenlosigkeit, Scham und Traurigkeit niedergeschlagen, dumme, tolle und ganz unfläthige Worte zurück. Er lebt heute noch und wenn ihm jemand die Lüge vorwirft, wird er roth, steht aber vom Hasse nicht ab.

Um diese Zeit kamen wegen einer Theurung, die in mehreren Welttheilen überhand genommen hatte, aus allzu großem Hunger in einer Stadt des Elsaß, Namens Colmar, so viele Menschen um, daß in zwei außer den Mauern dazu gemachten Gruben 2000 und 1700, und in andern drei 8000 und wieder 1900 Menschen begraben wurden, die größtentheils, wie man sagt, aus Westreich [3]) und

[1]) Psalm 2, 1.
[2]) Psalm 21, 12.
[3]) Westfranken, das alte Franzien, Isle de France.

Lothringen waren. Denn dort hatte der Hunger noch grausamer gewüthet, und damit ihm die dort wohnenden Menschen entflöhen, strömten sie schaarenweise zu der genannten Stadt, die damals an ihres Landes Früchten größern Ueberfluß hatte.

Zur Zeit jener Hungersnoth geschah es, daß Menschen aus den angegebenen Ländern flohen und ins Land Ungarn, damals fruchtbar und üppig, das die Dürre anderer Länder gar nicht kannte, hineilten. Als sie sich aber in großer Menge auf ein Schiff des Flusses Donau gesetzt hatten, um ins Land Ungarn zu fahren, so warf der Schiffer, der ihre Absicht und Reise merkte und zudem gewahrte, daß sie von gewaltigem Hunger abgemagert, abgezehrt und beinahe aufgerieben seien, das Schiff um und stürzte alle sofort in die Tiefe der Donau versenkend hinunter mit den Worten: „Es ist besser, daß sie in diesem Fluß zu Grunde gehen als daß sie das ganze Land Ungarn abweiden und auffressen." Als diese unmenschliche, ja von teuflischer Grille angerathene That durch den Bericht sehr Vieler zu unsern Landbewohnern gelangt war, erhoben sie noch rühmlich den Schiffer.

19. u. 20. Oct. Im Jahre 1314 zur Zeit des Papstes Johann wurden Friedrich, Herzog von Oestreich, Sohn des Königs Albrecht, und Ludwig, Herzog von Baiern, zu Frankfurt im Streit gewählt; der zweite aber wurde von dem mainzer Erzbischof Peter, der ihn gewählt hatte, zu Aachen gekrönt. [1]) Mehrere

---

[1]) Beide Bewerber, Friedrich der Schöne und Ludwig der Baier, waren Enkel Rudolfs von Habsburg, letzterer nämlich durch seine Mutter Mathilde. Der Wahlkampf trat daher mit so großer Spannung ein und erschien desto merkwürdiger, als auch der Pfalzgraf Rudolf, der eigene Bruder Ludwigs, in der Fronte der Gegenpartei stand und für Friedrich stimmte, was sich vielleicht aus der von Vitoduran gemeldeten Verabkommniß der beiden Brüder mit dem östreichischen Herzog erklären läßt. Freilich giebt die Geschichte an, daß Rudolf schon früher in der zwischen Ludwig und Friedrich streitigen Vormundschaft über Niederbaiern insgeheim mit Oestreich gehalten habe und vollends den bittern Feind gegen den Bruder spielte, als dieser in dem darüber veranlaßten Treffen bei Gammelsdorf in Baiern 1313 den Sieg seiner Waffen und Interessen davon trug. Zu Frankfurt auf dem linken Ufer des Mains hatten sich Friedrichs Wähler mit ihm gesammelt. Ludwig und seine Gönner standen auf dem Wahlfeld in Frankfurts Vorstadt. Rasch hatte der Baier dem Oestreicher die Vortheile vorweg genommen. Er hatte erstlich eine größere Anzahl Stimmen auf sich vereinigt, hatte hierauf, sobald er gewählt war, von Seiten Frankfurts offene Thore und einen feierlichen Empfang als deutscher König gefunden und war ohne Verzug nach Aachen geeilt, um in der altberühmten Stadt als auf der rechten Weihestätte durch die Hand des ihm zugethanen Freundes, des Erzbischofs Peter Aichspalter von Mainz, die Krönung zu erhalten, während Friedrich diese Einsegnung von dem kölner Erzbischof in dem viel unbedeutendern Bonn annehmen mußte. So wurde, sagt darüber Albrecht von Straßburg, der eine — Ludwig — nicht von der rechten Person und der andere — Friedrich — nicht an dem rechten Orte gekrönt. Es konnte, da nun die Parteien in solcher Kluft auseinander standen, nicht fehlen, daß sich ein dem Lande nach umfassender, der Zeit nach hartnäckiger Kampf entspann, und Vitodurans Schilderung leidet keineswegs an Uebertreibung, indem Deutschland bis zu Ludwigs Tode oder 33 Jahre hindurch der Schauplatz beständigen Streites war; sie ist aber auch darin richtig, daß es lange nicht zu eigentlichem Krieg oder entscheidender Schlacht kam. Der Kaiser und Leopold, der an der Stelle seines Bruders Friedrich im Vordergrund handelte und die Seele der östreichischen Partei war, tummelten sich, als wären es lauter Turniere, so zu sagen nur von Stadt zu Stadt herum. Man zerstampfte den Bauern die Saaten, verbrannte ihnen Scheunen und Hütten, hielt dazwischen in den Lagern Feste und Hochzeiten und verschaffte der Welt nicht sowohl die Gutthat eines schnell abmachenden Krieges, als vielmehr den kostspieligen Anblick eines lange plagenden Schauspiels, in welchem die Rollen fast jeden Tag nach Belieben gewechselt wurden, so daß Ludwig und Leopold das eine Mal als belustigte Freunde mit einander, das andere Mal als erbitterte Feinde gegen einander vor dem Volke standen. Aber gerade dadurch fand sich etwas ein, das die Fürsten nicht gesucht hatten, nämlich das selbstständige Wachsthum der bürgerlichen Macht und mit demselben die Erhebung des Städtewesens. Die Städte hatten sich von vornherein auf die Seite Ludwigs gestellt und in ihm den Beschützer ihrer Rechte begrüßt, wenn unerlaubtes Gelüst des Clerus, Hab-

streuen aus, daß Ludwig sammt seinem Bruder vor der Wahl mit einem Eide Friedrichen versprach, er wolle ihm bei der Wahl auf keinerlei Weise in den Weg treten, und daß von ihm beide dafür viel Geld empfiengen. Diesen Vertrag hielt der Bruder Ludwigs standhaft, Ludwig aber achtete Eid und Vertrag nicht im mindesten, und wird deshalb von vielen behauptet, er sei ein Meineidiger. Andere, die für ihn eifern, sagen, er habe darum nicht gefehlt, weil die Rechtsgelehrten ihm erklärt hätten, daß der von ihm geleistete Eid ihn nicht gegen sich selbst verbindlich gemacht habe. Wenn nun ein anderer von ihm gewählt worden wäre, so hätte der von ihm abgegebene Eid mit Recht gehalten werden müssen; sobald aber die Wahl auf seine eigene Person fiel, war es anders.

Da sie aber in Zwietracht gewählt worden waren, verfolgten sie einander viele Jahre, nämlich zehn, und wegen des daraus entstandenen Krieges im Reiche Deutschlands sind viele verarmt, vertrieben, beraubt, gefangen, verbrannt und getödtet worden, weil sich beide einander widersetzten. Oft haben sie sich beiderseits zum Kampfe versammelt, daß beide ungefähr 1300 geharnischte Reisige und darüber und etwa 20,000 Mann Fußvolk hatten. Dennoch lieferten sie keine Schlacht, weil bald dieser, bald jener, von Furcht übernommen, die Flucht ergriff, um das Leben zu retten. Dreimal, wie ich glaube, trafen sie bei Speier zusammen, zweimal vor Eßlingen, wo mehrere umgekommen und im Nekar gefangen genommen worden seien, zweimal vor Augsburg, einmal in Baiern. Friedrich stellte sich aber vorzüglich durch seinen Bruder, den Herzog Leopold, der ganz beherzt und muthvoll und der Ruhe ungeduldig war, dem Herzog Ludwig entgegen und schlug ihn, der die ganze Macht und Menge seines Heeres mit sich vereint hatte, von vielen Orten wie von Speier, Kehl, Straßburg gewaltig in die Flucht.

Zu ihrer Zeit im Jahre 1315 wohnte ein Bauernvolk in den Thälern, welche Schwiz (Schweiz) hießen, von den fast himmelhohen Bergen überall umschlossen, voll Vertrauen auf den ganz sichern Schutz und Wehr seiner Berge, und entzog sich dem Gehorsam und den Steuern und den gewohnten Dienstleistungen, die es dem Herzog Leopold schuldig war, und rüstete sich zum Widerstande gegen ihn.[1])

---

sucht der Raubritter. Uebermuth des Adels, sie zu gefährden pflegten, hatten sich dagegen von Friedrich abgewandt und den Widerwillen gegen ein Herrscherhaus wie Oestreich genug zu erkennen gegeben, wo man eines vererbten Adels wegen von der Wiege an das Vorrecht zu besitzen meinte, Menschen und Völker in den blinden Dienst gesetzloser Launen zwingen zu dürfen. Wenn es nun in einem solchen Fehdenspiel oder Belagerungsmarsch an eine Stadt gieng, so stellte sich die Bürgerschaft zur Wehre, wurde ihrer eigenen Stärke bewußt, verdoppelte gar oft, durch glücklichen Erfolg der ersten Waffenversuche ermuthigt, die Kräfte wie die Opfer und so durchliefen wie die Fürsten den nutzlosen Kampfplatz gleichsam auch die Städte in der nämlichen Zeit die viel segensreichere Freiheitsbahn und standen als frisch aufgewachsene Macht bald dem Adel ebenbürtig gegenüber.

[1]) Unter allen denen, welche der Nachwelt über die Schlacht bei Morgarten ein Gedenkblatt hinterlassen haben, hat Vitoduran bis anhin die erste Stelle behauptet und den allgemein geachteten Rang eingenommen und wir denken, er werde auch künftig hierin mit solcher Bedeutung verbleiben. Die kritische Schule räumt ihm dieses Verdienst unbestritten ein und Kopp sagt in seinen Geschichtsblättern, die Darstellung Vitodurans habe auch des Forschers strenge Kritik nicht zu scheuen. Es ist einerseits kein Berichterstatter über die erste große Waffenthat des jungen Bundes älter als Vitoduran der Zeitgenosse, andererseits schreiben die übrigen nicht nur spätern Datums, sondern schreiben den Vitoduran in manchen Partien förmlich

Das wollte der Herzog Leopold nicht übergehen und sammelte in gewaltigem Zorn um das Fest des hl. Martin aus den ihm unterworfenen und andern in der Nähe gelegenen, ihm Hülfe leistenden Städten ein Heer, wie man sagt, 20,000 Mann zum Kriege fertig, um jene gegen ihn aufrührerisch gewordenen Bergleute zu bekriegen und zu berauben und zu unterjochen. In diesem Heer hatte der Herzog Leopold die stärkste und ausgewählteste und zum Kampfe erfahrenste und unerschrockenste Ritterschaft.

Die Männer dieses Heeres kamen daher einmüthig wie Ein Mann zusammen, um jene Bauern, die mit Bergen als Mauern umgeben waren, zu bändigen und zu demüthigen, und sie meinten ihres Sieges und der Einnahme jenes Landes und dessen Beraubung und Ausbeutung schon ganz sicher zu sein und führten Stricke und Seile mit sich, um daran die Beute in Schafen und Vieh wegzuführen. Als jene dies hörten und in große Furcht geriethen, befestigten sie die unsicherern Orte des Landes

---

ab. Wir erachten als einen solchen den elsässischen Chronisten Matthias Nevburgensis um die Jahre 1340—50, dessen Chronik der andere elsässische Chronist Albertus Argentinensis um 1370 fortgesetzt und etwa überarbeitet hat. Der Bericht des Matthias über Morgarten ist kurz, und da er uns in der eben jetzt durch Herrn G. von Wyß neubesorgten Ausgabe auf einem besonders herausgehobenen Bogen gefällig mitgetheilt wird und unsern eigenen Raum nicht stark in Anspruch nimmt, so lassen wir denselben unserer Chronik gegenüber hier folgen: Obsedit autem Lupoldus dux Solodurum et ad recognoscendum fratrem pro rege coegit. Ascenditque cum grandi exercitu versus Swiciam volens fratri valles illas quae sunt de jure imperii subjugare. Et cum Otto de Strassberg cum uno exercitu ex parte ducis ingrederetur per vallem Unterwalden artans eam partem ac declinare volens ad ducem, et adscendente ducis exercitu magno ex alia parte montium, ecce descendit populus Swiciae cum . . . . impetu per clivum montis cum jesis (Vitodurans gesis!) et sine misericordia interfectis melioribus nobilibus, qui praecesserant, ducem cum exercitu suo lamentantem fugavit. Quod Otto de Strassberg intelligens per clivos montis, quem descenderat, pedes festinanter ascendit; ex quo lesus intrinsecus postea breviter est sepultus. Perierunt autem ibidem . . . sicque valles ille postea stant invicte. Dies ist über die Schlacht am Morgarten der ganze Bericht in der Chronica des Matthias Nüwenburgensis, des außer und neben Vitoduran ältesten Chronisten und Zeitgenossen! Aus dem 15. Jahrhundert erzählt als der erste und vorzüglichste der berner Stadtschreiber Justinger um 1420, hat den Vitoduran unter der Hand, daneben noch etwa andere ältere Aufzeichnungen und benutzt als dritte Quelle die Tradition. Er giebt übrigens keine weitern Namen an als denjenigen Herzog Leopolds, seines Hofnarren Cuono von Stocken und der „Edlen von Hünenberg". Gegen Ende des Jahrhunderts zeichnet Ruß auf, bringt aber wie andere, selbst viel spätere noch im 16. Jahrhundert, nicht viel mehr als den justingerischen Text. So ist Etterlin um 1507 geradezu der Copist Justingers. Hingegen ist in seiner Weise eigenthümlicher und selbstständiger wenn auch nicht ausführlicher Peter Villinger von Roth, Kirchherr zu Art, um 1565 Pilger zum hl. Grab, in seinem 1571 zusammengetragenen kurzen „Begriff" eidgenössischer Geschichten. Er setzt die Vertreibung der Vögte „ungfahrlich" ins Jahr 1314, und erzählt über Morgarten: „Die Eidgenossen huben an Lezinen und veste Muren um das Land Schwiz zu machen, zu Art, zu Oberdorf und bi der Alten Matt am Thurn; denn die zu Hauptsee ward erst nach Morgarten gemacht, welches uß 2 Briefen kund ist." Die Briefe sind von 1322. „Art", sagt er weiter, „Oberdorf und Goldau gehörten damals noch nicht zum Lande Schwiz; doch als die Hauptleute die Letzinen machten und ihre Herren vertrieben, thaten sich die von Art zu denen von Schwiz und vertrieben ihren Vogt, welcher ein Edelman von Hünenberg ist gsin. Nun wollten die Oestreicher bei Hauptsee einfallen, wo noch keine Mauer war, stellten sich aber als gälte es Art. Aber der von Hünenberg war noch sinen Artern so günstig und schrieb uff einen Pfil die Warnung: „Ir dörfent hie nit lang warten, werent am Morengarten." — Bis hieher also Villinger von Roth. Dann folgt Tschudi, den die kritische Schule bekanntlich der größten Willkür in der Ausmalung der einzelnen Thatsachen und Scenen beschuldigt. Wir werden aus ihm später eine etwas weitere Ueberschau entnehmen. Dies nun sind sämmtlich die wesentlichen Geschichtszeugnisse, in denen die Schweiz ihr Morgarten und was damit zusammenhängt beschaut, und wir dürfen wohl sagen, Vitoduran führt unter denselben das Banner. Ueber das Ganze verweisen wir auf Kopp, Geschichte der eidgen. Bünde, Bd. IV. S. 139—150, wo aus sämmtlichen Quellen beflissen das zusammengetragen ist, was sich in Schrift als thatsächlich Wahres finden läßt.

und wo zu ihnen ein Zugang werden konnte, mit Mauern und Wällen und auf andere nur immer mögliche Weisen, und empfahlen sich in Gebeten, Fasten, Processionen, Kirchenbitten Gott, und besetzten alle Berggipfel, und es wurde den Einzelnen, bei denen ein Durchpaß stattfinden konnte, in Auftrag gegeben, die Steige der Berge, durch die ein Weg in ihr Land führen konnte, inne und da Wache zu halten, wo sie gesehen hatten, der Gang zwischen den Bergen sei enge. [1])

---

[1]) Als derjenige, der den Schwizern mit diesen heilsamen Rathschlägen und überhaupt zweckdienlichen Vorsichtsmaßregeln an die Hand gegangen, wird von Tschudi, freilich nur in einer wie es scheint eingeschobenen Klammernotiz, und von Johannes von Müller Rudolf Reding genannt, von dem Weiler, sagt Müller, Bibereck geheißen, ein alter Mann, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Dann läßt ihn Müller die ganze Rede an die Schwizer vortragen und darin die verschiedenen Stellen des Kampfplatzes vor den Augen der Zuhörer darlegen, um daran die nöthigen Mahnungen zu knüpfen. Unser diesjähriges Neujahrsbild zeigt uns eben den Greis Reding, wie er in der ernsten Lage den bedrängten Mitbürgern Muth einspricht und Anweisung ertheilt, der Heimat Wege und Stege nächst Gottes Schutz mit aller menschlich möglichen Vorsicht und Umsicht gegen des Feindes Andrang zu sichern und so ihren und ihrer Kinder trauten Herd für Freiheit und Frieden zu wahren. — Die kritische Schule, was wir beizusetzen nicht unterlassen können, spricht zwar auch hierüber wieder ein vernichtendes Urtheil und unter ihrer durchsuchenden Hand verschwindet dieser Reding aus dem Rahmen der Zeit und Existenz vollständig, indem das 14. und 15. Jahrhundert nicht einmal einen Rudolf Reding, geschweige einen Reding von Biberech gekannt habe. Kopp in dem oben erwähnten Buch S. 141 Anmerkung 4 nennt „die Rede, die Johannes v. Müller aus dem Munde des alten Rudolf Reding von Biberech spricht" eine „nichtssagende Rede", und fährt dann wörtlich so fort: „Urkundlich von dem 12. Herbstmonat 1309 an kommt nur Werner Reding vor, und die Benennung nach Biberegg kam erst später auf; ein Rudolf (Ruof) Reding, Landmann zu Schwiz, erscheint am 22. Brachmonat 1378, 2. März 1381, und 2. Wintermonat 1391. Aber weder er noch sonst einer des Namens Reding ist Landammann zu Schwiz vom Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts das ganze vierzehnte hindurch. Die Angabe bei Tschudi ist nicht einmal von diesem selbst, sondern aliena manu inserta, wie es am Rande heißt; ein Reding oder ein Freund des Hauses, um den spätern Glanz dieses Namens in die Zeit Cunrads ab Iberg und der Staufacher hinaufzurücken, hat die betreffende Stelle der Chronik angeflickt. Aus den Worten bei Tschudi: Rudolf Reding zu Biberech erwarb großes Lob wegen siner dapfern Anmanung, guter Vorsorg und Ordnung, so er uff disen Ueberfall hielte und an der Schlacht am Morgarten erwisen hat — baute dann Müller sein Redekunststück auf. So schreibt man wahre Geschichte!" In solchem Sinne Kopp. Ob hier die Umtauschung eines Namens angewendet worden, ob hier eine große Familie die Inschrift ihres Ruhmes eingeschaltet habe, lassen wir dahingestellt und nehmen es auch nicht für einen entscheidenden Umstand. Daß die Sache geschehen, die Mahnung an das Volk gehalten worden, wird Niemand in Frage stellen wollen, und wir denken Vitodurans eigenen Worten zu leid am wenigsten diejenige Schule, welche Morgarten gerade in unserer Chronik so gerne liest und so zuverlässig nennt. Sind wir aber gewiß, daß die Ansprache voll Eifers und Klugheit an das Volk ergangen und vergegenwärtigen wir uns dabei, in welcher Lage dasselbe schwebte und von welcher Beängstigung, was Vitoduran wahrlich zur Genüge darthut, so viele Gemüther gelähmt waren, so werden wir gar irre nicht gehen, indem wir glauben, der Sprecher sei ein vorzüglicher Mann gewesen, der aus einem unerschrockenen Herzen ein gewaltiges Wort reden mußte, bis er den zweifelnden zagenden Sinn ermannt und zu dem in der Chronik hervorgehobenen freudigen Gehorsam angefeuert hatte. Mag es nun sein, daß Johannes von Müller keine autographische Unterlage hatte, von der er die Rede Redings Wort für Wort in seine Geschichte herübernehmen konnte, es kommt darauf so viel nicht an und weit mehr wird daran liegen, daß das Bild, das ideal hinzugezeichnet wird, nichts an sich trage, was nicht als ein ganz natürlich sich ergebendes Moment in den realen Zusammenhang der Dinge paßt, daß also, heißt uns dies, Müller seinen Reding nichts sagen läßt, das ein Redner zum Volk von seinem und dessen Standpunkt aus Angesichts des Feindes, im Hinblick auf die Beschaffenheit des Landes, in Beziehung auf die innere Stimmung und die äußern Zustände nicht damals und heute und zu jeder Zeit sagen könnte und sagen müßte. Möge da, wo die Geschichte ihren Griffel fallen läßt, ihn immer nur eine richtig schaffende Phantasie aufheben und in die lückenhaften Zeilen ihre natürlich fortlaufenden Punkte setzen, dann geschieht es der Geschichte gewiß nicht zum Schaden und verleiht ihr in dem tiefsinnigen Drama ihrer tausendfachen Figuren oft eine Gewalt und Größe, mit der sie den Leser bis in die innerste Seele durchdringt und ihn durch Belehrung, Beleuchtung, Begeisterung in eine den vorschwebenden Beispielen nacheifernde Gestalt umwandelt! Wer die von jeher bewunderten Reden gelesen, die uns ein Thukydides, ein Livius, und nennen wir auch noch Müller's Vorbild,

Und sie thaten, wie ihnen festgesetzt worden war, und es schrie das ganze Volk in großer Inbrunst zum Herrn und sie demüthigten ihre Seelen in Fasten, die Männer und ihre Weiber, und riefen einmüthig zu Gott, daß doch nicht ihr Vieh zur Beute und ihre Frauen zur Vertheilung und ihre Wohnsitze zur Ausrottung und ihre Ehre und ihre Tugend zur Befleckung hingegeben werden möchten. Daher baten sie den Herrn von ganzem Herzen, daß er sie als sein Volk in Ansehung nehme, und sprachen: „Herr, Gott Himmels und der Erde, siehe an ihren Hochmuth und blicke auf unsere Demuth und zeige, daß du die nicht verlässest, welche auf dich vertrauen, und diejenigen beugest, die auf sich und ihre Kraft bauen und prahlen!"

Das sagten sie aber in aufrichtiger Buße, und über ihre Widerspenstigkeit baten sie aus allen Kräften um Gnade und Frieden durch einen Herrn, den Grafen von Toggenburg, einen Mann in des Geistes und Körpers Vortrefflichkeit ausgezeichnet, der als Vermittler der beiden Theile da war und sich Mühe gab, zwischen ihnen Frieden zu stiften und den ganzen Streit auszugleichen. Obgleich derselbe, um den Vortheil jeder Partei zu betreiben, sehr redlich gearbeitet hatte, richtete er bei dem Herzog Leopold doch nichts aus, weil dieser, gegen die Schwizer zu sehr erbost und in unmäßiger Wuth erhitzt, ihren ihm durch den Grafen von Toggenburg überreichten demüthigen Vertrag nicht annehmen wollte, sondern sie nur zu zermalmen und mit ihrer Habe zu zerstreuen die Lust fühlte.

Als die Schwizer es hörten, wurden sie von Furcht und Schrecken erschüttert. Es ergriffen also die Schwizer ihre kriegerischen Waffen und setzten sich an die Orte, welche engen Pfades waren und die den Fußsteig zwischen gebirgigen Stellen hinleiten, und lagen daselbst Tag und Nacht auf Wache [1]).

Tacitus, hinterlassen, wird sich kaum über der Frage aufhalten, ob diese Reden wirklich in so pünktlicher Fassung vorgekommen, ob in ihnen Wort auf Wort, Sylbe auf Sylbe so und nicht anders aus dem Munde der Sprechenden heraus gefolgt seien, und doch finden wir sie immer wieder in ihrem Geiste so wahr, in ihrem Ausdruck der jedesmaligen Stunde und Sache so angemessen, und bewundern sie in ihrem unvergleichlichen Gepräge und Gehalt stets von neuem und würden doch nicht aufhören sie zu lesen, wenn uns auch jemand mit den Beweissätzen der schärfsten Kritik darthäte, daß sie durchaus nicht so und daß sie überhaupt gar nicht gehalten worden seien. Weilen wir also immerhin mit einem frohen Auge an dem Bilde des Mannes, der, welchen Namen er auch geführt habe, mit seines Wortes zückendem Schlag die Herzen der Schwizer so mächtig traf, seine schöne Aufgabe als Bürger und Vaterlandsfreund herrlich löste und den Hallbarden Morgartens das Schwert thatkräftiger Begeisterung und starkmachender Brüderschaft voranschwang!

[1]) Das erinnert ganz an die Letzi zu Näfels, an jene merkwürdige Mauer am Eingang ins Glarnerland, die sich von den Höhen Beglingens her durch das Thal bis zu dem Rautiberg hinüberzog. Sie ist in Bruchstücken an einzelnen Stellen noch vorhanden, stammt übrigens, wie in einer genauern Untersuchung erkannt worden, noch aus der Römerzeit und wurde von den Glarnern in jener Noth nur ausgebessert und erneuert, um daran desto sicherer den Wachtdienst üben und dem Feinde den Weg versperren zu können. Es sind ebenfalls hier bei Vitoduran, wie auch Kopp a. a. O. S. 140 Anmerkung 1 sagt, solche Letzinen gemeint. — Was nun die Angabe betrifft, „es ergriffen die Schwizer die Waffen", so steht außer Zweifel, daß Vitoduran mit diesem Namen die ersten Eidgenossen insgesammt bezeichnet wissen will und wir darunter ja nicht etwa bloß die Schwyzer, die Bürger des Kts. Schwyz zu verstehen haben. Er führt darum nirgends im ganzen Bericht über Morgarten die Theile der schwizerischen Kampfschaar an, nirgends, daß und wie viele Urner, Unterwaldner, Schwyzer in Streit gegangen, weil er sie eben nicht nach den einzelnen Ländern aus einander hält, sondern alle als verbundenes Volk Einer Genossenschaft zusammenfaßt. In älterer Zeit hießen die Länder Uri, Schwyz, Unterwalden kurzweg Schwizer, und der Name Waldstätten kam erst in Gang von der Zeit des Kaisers Friedrich II. an, als die Urner den Rang eines Reichslandes gewannen und Friedrichs Brief den Schwyzern, Uri's Nachbarn, dasselbe Theil angelegentlich gesuchter Freiheit gewährte,

Am Tage des hl. Othmar nun suchte der Herzog Leopold mit seinen Kriegern zwischen einem Berge und einem See, Egerisee genannt, in das Land einzudringen, wurde aber wegen des Berges Abschüssigkeit und Höhe daran verhindert. Bereits alle adeligen Ritter nämlich stellten sich, von Lust

---

deshalb, weil die schönen Männer von Schwyz, die stattlichen tapfern Krieger im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen dem Kaiser nach Italien gefolgt waren und sich in seinem Dienste so tüchtig gehalten hatten, daß sie der Kaiser von nun an unter besondere Gunst, die weitangesehene Stadt Zürich aber in außerordentliche Beachtung nahm. So rückten sie in das Recht und den Rang jener aufblühenden Städte nach, die in selbstständiger Ermannung und Erhebung ein freies Gemeinwesen entfalteten. Von daher fällt das richtige Licht auf den Namen Waldstätten. Denn als „Stätten des Waldes" hat das Wort, das uns Flecken und Dörfer bezeichnet, keinen Sinn. Von einer eigentlichen „Stadt" aber, von einem mit Mauern und Thoren umzogenen Ort, ist zu selbiger Zeit in diesen Thälern nicht zu reden. Der Name Waldstätten ist somit nichts anderes als eine parallele Bezeichnung für den Erwerb der städtischen Freiheiten, deren die Orte in den Thälern der Urschweiz ebenso theilhaft werden sollten als die andern Reichsstätte. Waren sie doch früher schon als Reichsdorf erklärt worden, und Uri, das gemeiniglich Altorf oder vielmehr die „Gemarkung Altorf" hieß, im Jahr 853 ein fränkischer Königshof, steht vollends dem Alter nach vor allen andern als der erste Reichsgenosse voran. Denn zu Altorf als einer Gemeinde urkundsfähiger Kirchgenossen leben bereits im zehnten Jahrhundert freie Leute und zwar mit alemannischen (!) Namen, die den 22. Wintermonat 955 mit dem zürcherischen Reichsvogt einen Vertrag über Zehnten abschließen. Dennoch ist Uri damals noch nicht als völliger Freistaat zu denken, aber auch nicht, wie man schon meinte, unter Burgund zu stellen, mochte sich Berchthold V., der „Rector" von Burgund, auch nebenbei Kastvogt von Zürich, an das Uri geschlossen war, genannt haben. Das war eine Würde im Wort und Uri hatte mit Burgund gewiß nie, weder unter Berchthold noch einem andern, etwas zu thun. Solche Kastvogteien eignete sich eben Berchthold, der letzte Zähringer, über Stifte und Bisthümer gerne zu, was indeß, beiläufig bemerkt, den Prälaten derselben nichts minder als angenehm war, weil diese, aus den Adelshäusern des Landes stammend, die Herren in höchster Befugniß lieber selber waren und das Gewicht eines Oberherrn beschwerend auf sich fühlten. Hingegen war die Sache den Bürgern der Städte ganz erwünscht, ihnen, die sich mit ihren Rechtsklagen unter die Kastvogtei flüchteten, sobald der auf seine Geburt und Gewalt stolze Adel zu rücksichtslos mit dem niedrigen Bürgerstande verfuhr. Daher machte sich Berchthold, der 1191 auch Bern als eine freie Stadt auf Reichsboden zum Aerger der „Edeln" stiftete, bei den Bürgerklassen sehr beliebt und seinem Namen zu Ehren begiengen sie einen frohen Gedenktag, woher ja der „Berchtholdstag" einzelnen Städten noch heute seine lustigen Stunden bringt. — Die Häuser des fränkischen Königshofes Uri wurden dann mit ihren Bewohnern an die Abtei St. Felix und Regula zu Zürich hörig, jedoch nicht in den geschraubten Banden knechtischer Abhängigkeit, nicht pfandbar für die Herrschaft, nicht Eigenthums los, welche eigenthums- und erblosen Gotteshausleute bei uns kaum je vorhanden waren, sondern als freie Zinsleute, nach Hofrecht dingfähig, d. h. sie waren befugt, vor dem Gerichte, das die Amtleute der Abtei, die 4 Meier zweimal des Jahres hielten, selbstständig, aus eigenem Ermessen und in unbedrückter Stellung zu urtheilen. Eben aus diesem Rechtsgenuß sind nach und nach unsere Landsgemeiden erwachsen. Es war für Uri ein großes, seine bessere Zukunft sehr bestimmendes Glück, die Hörigkeit an St. Felix und Regula zu erhalten, und sinnig ist die Sage, wie das Stift zu Stande und Uri unter seine Schutzflügel kam. Von Baldern, der Burg, geleitete ein Hirsch die beiden Töchter des Kaisers Ludwig des Deutschen, als sie eines Morgens ausgiengen. Er trug auf den Hörnern brennende Kerzen und schritt ihnen voran, bis sie an den Ausfluß des Zürichsees gelangten, auf jene Stelle, wo des christlichen Glaubens Märtyrerpaar Felix und Regula das Leben gelassen und dann zu Ehren eine Kapelle erhalten hatte, da wo jetzt die Wasserkirche steht. Zum Andenken dessen schenkte der Kaiser seiner Tochter Hildegarde den königlichen Hof, der ihm zu eigen war in dem „Flecken Zürich", dazu noch viele andere Güter, worunter auch das „Ländchen Uri", jenen fränkischen Königshof, der bei der bekannten Gebietstheilung unter Karls des Großen Söhnen in die Hand Ludwigs gekommen sein mochte. Und daselbst, war die schöne Bestimmung, „wo der h. Felix und die h. Regula, die Blutzeugen Christi, dem Leibe nach ruhen", soll ein Kloster geistlicher Frauen errichtet und soll dieses Kloster von Hildegarden geleitet werden. Sie wurde nun die erste Aebtissin zu dem so hochwichtigen Frauenmünsterstift und nach ihrem frühen Tode wurde es die Schwester Bertha, unter welcher dann die prächtige, vom Zeitalter bewunderte Kirche zum Frauenmünster aufgeführt wurde. Glückliche Hirsche für Uri, die auf ihrem leuchtenden Geweih dem stillen Bergländchen eine Aebtissin brachten! Die Aebtissin war gütig, gelinde verfuhr sie mit ihrem Schutzkinde Uri, an ihrem milden Krumstab hiengen keine schweren Lasten, die sie auf der Thalleute Schultern bedrückend schob! Uri konnte erstarken, sammelte ungebrochene Kräfte und setzte sich so in den Stand, zu seiner eigenen Erhebung bedeutende Opfer zu bringen. In solchem Bewußtsein stieg wie in der frischen Bergluft des Völkleins Sinn und Muth, die Urkunden damaliger Zeiten lassen ihm den Namen wackerer biederer Gotteshausleute, und das kleine Uri gerieth in Wetteifer mit

und Hoffnung auf die zu erhaschenden Dinge entbrannt, in der vordersten Reihe kühn vordrängend auf und erlangten deshalb nicht die Fähigkeit oder Möglichkeit, den Berg hinaufzureiten; die Mannschaft zu Fuß konnte ja kaum ihre Tritte dort eindrücken oder stellen.

Weil nun die Schwizer vorauswußten, vermittelst Aufschluß durch den gemeldeten Grafen, daß sie auf jener Seite angegriffen würden, und weil sie Behinderung und Hemmung der Feinde wegen der Schwierigkeit des Einganges in ihr Land kannten, rennen sie ermuthigt und sehr beherzt aus ihren Verstecken gegen sie hinunter und fallen sie wie Fische im Zuggarn eingeschlossen an und machen sie ohne allen Widerstand nieder. Sie waren nämlich an den Füßen nach ihrer Gewohnheit mit gewissen Werkzeugen, eisernen Fußschnallen, angethan, mit denen sie den Schritt oder Tritt auf den noch so steilen Bergen leicht in den Boden geheftet hatten, während die Feinde und der Feinde Pferde ihre Füße durchaus nicht zu stellen vermochten. Die Schwizer hatten auch in den Händen gewisse Mordwaffen, Spießbeile, [1]) in selbiger Volkssprache genannt Helnbarte, sehr schreckliche, mit denen sie die noch so stark bewaffneten Gegner wie mit einem Scheermesser zertheilten und in Stücke zusammenhieben. Da war es nicht ein Kampf, sondern des berührten Grundes halber nur gleichsam ein Schlachten des Volkes des Herzogs Leopold von jenen Bergleuten wie einer zur Opferbank geführten Heerde. Niemanden verschonten sie, noch auch bemühten sie sich einige zu fangen, sondern schlugen alle ohne Unterschied bis zur völligen Vernichtung nieder. Diejenigen, welche von ihnen nicht getödtet

---

jenen hochstrebenden Städten, die sich zu dem selbstverwalteten Gemeinwesen unter des Kaisers unmittelbarem Schirm emporarbeiteten. Nicht umsonst! Es erhielt diesen Rang in den Urtheilen des Staufenhauses, das solche kräftig vorschreitende Gemeinschaften gerne zu sich heranzog. Im Jahre 1231 stellte der König Heinrich VII., der im Namen seines abwesenden Vaters, des Kaisers Friedrich, das Reichsscepter führte, den Urnern den ersten Freiheitsbrief aus und schreibt darin, er habe die Thalleute von Uri von dem Grafen von Habsburg losgekauft, daß sie von nun an in des Reiches besonderem Schutze stünden; sie hätten fürderhin nichts anderes mehr zu thun als was ihnen der bestellte Pfleger oder Vogt Arnold von A sage. So war denn die Wiege des schweizerischen Freiheitsbundes in Uri eingestellt, in der Bergeswiege wohl verwahrtem Schooß wuchs das keimende Gemeinwesen trotz dem Uebelwollen oder Grollen feindlicher Bedrücker gewaltig auf, Uri trieb einen ruhelosen Stachel in das Herz von Schwyz, Uri brachte Blut und Arm Unterwaldens in kühnern Schwung und so ist es geschichtlich begründet, wenn Uri mit seinem Namen an der Spitze der Waldstätten stand und wenn es mit diesem Namen heute noch den republikanischen Reigen unserer Cantone eröffnet. Mag also unser Chronist den Namen Uri und Urner, der ersten Pflanzer urschweizerischer Freiheit und Einheit, nicht auf sein Blatt gesetzt haben: es liegt uns dennoch ferne der Gedanke, daß er sie aus Unwissenheit oder Absicht von der großen Heldenscene Morgartens ausschließt und daß er nicht die ganze junge Eidgenossenschaft im Sinne hat, wenn er sie auch nicht als Vereidete, als solche kennt, die im Rütli geschworen! Seine Schwizer, also jetzt Schweizer, sind ebensowohl Urner und Unterwaldner als Schwyzer, damit man es nicht auch hier, bei dem ersten Waffenverein des Bundes, zweifelsvoll finde, daß er, Morgartens vorzüglichster und ausführlichster Berichterstatter, eine aus den drei bekannten Theilen bestehende Eidgenossenschaft nicht berühre und also auch nichts von ihr wisse!

[1]) Das lateinische Wort ist gaesum, auch geschrieben gessum, bei Vitoduran gesum und von daher tragen die keltischen Bewohner unserer Gebirge bei den Römern im Allgemeinen den Namen Gäsaten oder Gesaten, etwa zu deutsch „Hallbardenleute". So bei Strabo, Livius, Plinius, Florus, Dio Cassius, Ammianus Marcellinus, Lucan, Plutarch. Es war eine eigenthümliche Kriegswaffe, die bei ihnen noch im Mittelalter im Brauche stand und von ihnen selbst Hallbarde genannt wurde, auch in der Form Hellebarde, Helnbarte, Helmbarte, ein Compositum, dessen zweiter Theil in allen Formen einer und derselbe, nämlich Barte, d. h. Beil ist, dessen erster Theil jedoch verschiedene Ableitungen zuläßt. Der hauptsächlichste Begriff bleibt dabei gleich, es ist ein Spieß oder Stiel mit einem Beil.

wurden, versanken im See, durch den sie ihren Händen zu entfliehen behauptet hatten, in der Hoffnung durch Schwimmen durchkommen zu können. Einige vom Fußvolk, welche hörten, daß ihre tapfersten Kämpfer von den Schwizern so grausam in den Tod daniedergeschlagen würden, warfen sich, vom Schrecken vor einem so schauderhaften Tode bestürzt und betäubt, in den See und wollten sich lieber in die Tiefe des Wassers versenken als in die Hände so entsetzlicher Feinde fallen. Es sollen aber in jener Schlacht 1500 Mann durch die Schärfe des Schwertes gefallen sein, die im genannten See Ertrunkenen nicht gerechnet.

Wegen der dort verlorenen Ritterschaft war die Ritterschaft in der umliegenden Gegend lange Zeit seltener; denn fast einzig Ritter kamen dort um und andere in den Waffen von Knabenjahren an geübte Adelige. Diejenigen aber, die sich, um das Land einzunehmen, auf andere Wege gewendet hatten, entgiengen den blutgierigen Händen der Feinde; denn als sie hörten, daß die andern von den Feinden so grausam umgebracht würden, ließen sie alles im Stich und flohen, das Leben zu retten. Aus einzelnen Städten, Burgen und Flecken wurden mehrere getödtet und deshalb wurde überall, indem die Stimme der Freude und des Frohlockens unterlassen ward, nur die Stimme des Weinens und Wehklagens gehört. Aus der Stadt Winterthur aber kam keiner um als nur ein Bürger, der sich von den andern losgetrennt und sich zu seinem Unheil den Adeligen angeschlossen hatte; alle übrigen kehrten mit gesundem Leib und unversehrter Habe nach Hause. Unter ihnen kam auch der Herzog Leopold zurück und schien vor unmäßiger Trauer wie halbtodt. Das habe ich mit eigenen Augen angesehen, weil ich damals ein Schulknabe war und mit andern ältern Schulknaben in nicht geringer Freude meinem Vater vor das Thor entgegenlief. Mit Recht aber erschien das Antlitz des Herzogs Leopold trauervoll und verwirrt, weil er bereits die Kraft und Stärke seines Heeres verloren hatte. Das geschah aber, als sein Bruder Friederich [1]) mittlerweile in Oestreich lebte, im Jahr 1315, den 15. November am Fest des hl. Othmar. [2])

Als der Krieg vorbei war, zogen die Schwizer den Getödteten und Ertrunkenen die Waffen aus, beraubten sie der übrigen Gegenstände und bereicherten sich sehr an Waffen und Geld, und an jenem Tage, setzten sie fest, soll für den von Gott erhaltenen Sieg ein Festtag und Feierzeit jedes Jahr in alle Zukunft begangen werden. [3])

---

[1]) Es ist zu bemerken, daß sich Friederich am 20. October und 27. November 1315 in Ravensburg befand.

[2]) Damit ist gemeint St. Othmars Abend, die dem Fest, wie gewöhnlich, vorangehende vorbereitende Abendfeier oder Vigilie, St. Othmars Tag selbst ist der 16. November, die Schlacht fand aber am 15. November statt. „Samstag nach St. Martin" sagt das Jahrzeitbuch Altorf, und der 15. November 1315 ist wirklich dieser Samstag.

[3]) Es mag am Schlusse von der Erzählung Vitodurans über die erste große Waffenthat der „Schwizer" zu Morgarten nicht unpassend sein, die Darstellung aus der Chronik Tschudi's gegenüber zu halten, um theils zwischen diesen beiden ausführlichsten Berichten, dem ersten ursprünglichen des 14. und dem erweiterten spätern des 16. Jahrhunderts eine Vergleichung zu haben, theils eine gegenseitige Ergänzung und Erklärung zu gewinnen. Wir entnehmen derselben jedoch des

Hierauf im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1322 nahmen beide Vorbenannte, Friederich und Ludwig, den eine Zeit lang unterbrochenen Krieg wieder auf und sammelten ein großes Heer. Ludwig

---

Raumes und Interesses halber nur die Hauptstücke und lassen dabei alles in Schrift und Ausdruck ganz unverändert folgen, damit dem eigenthümlichen Texte Tschudi's nichts abgebrochen werde.

Der Graf von Toggenburg reit angentz in die dry Waldstett, hielt Inen dieses Mittel für, zeigt Inen dabei an, daß sunst kein anderer Weg der Versünung an Herzogen zu finden, ermant und bat Si sölichs anzenemmen, dann des Herzogen Macht so groß, daß Si ze schwach sin werdind, Widerstand ze tun, und Ir Untertruckung ze besorgen werde sin. Die dry Länder dancktend dem Grafen siner Müy und Trüw, wußtend wol daß Ers in gutem tett, gabend einmündig Ir Antwurt, daß Si dises Mittel, so Inen fürgehalten, gar nit annemmen, schlugends gänzlich ab, sprachend, Si habind den Oesterreichischen Fürsten kein Leid geton, aber Si und Ir Vater Künig Albrecht habind grusammt Tyranny und Mutwillen mit Inen offt fürgenommen, deß habind Si sich selbst müssen erretten, welle nun Herzog Lüpolt Si uß sinem Uebermut überziehen, deß müßtinds erwarten, komm Er, so werd Er Si finden, und wellind mit Gottes Hilff Im entgegen stan, und siner großen Macht sich erweeren, so best Si mügind. Also verreit der Graf. — Die Waldstett aber versorgetend Ire Länder und Letzinen wol, hieltend gute Wachten Tag und Nacht.... Do nun der Graf von Toggenburg Hertzog Lüpolden der Waldstetten Antwurt bracht, ward Er gar über Si erzürnt, und berathschlaget mit sinen Kriegs-Räten, an welchen Enden die Länder am füglichsten anzegriffen werind, also rietind Im die Rät einhelligklich, daß Er Si an zweien Siten überfallen, namlich sölt Er Hertzog Lüpolt selbs mit allem sinem Hörzug durch dero von Zug Land für den Aegri-See hinin an dem Morgarten die von Schwitz überziehen, da mocht Er am besten ins Land kommen, nechst bim Berg der Sattel genant, das sölte geschehen am Samstag nach St. Martins-Tag, was St. Otmars Abend, was der 15. Tag November am Morgen früy.... Wie nun sölicher Anschlag beschlossen, hat Hertzog Lüpold sin astronomum (das ist Sterngucker) bi Im, der Im uff gemelte angesetzte Tag gut Glück looset; Nun hat Er ouch ein kurzwiligen Narren, hieß Cuni von Stocken, der was stät um In, der was darbi, wie der Beschluß des Rathschlags geschach, zu dem sprach der Hertzog schertzwiß: Cuni, wie gfallt dir die Sach? Der Narr gab Antwurt, es gfallt mir nüzit, Ir hand alle geraten, wo Ir in das Land wöllind kommen, aber keiner hat geraten, wo wir wider daruß wellind? Was wöltind wir allweg darinn tun. Also versammt der Herzog sin Hör zusammen, dero bi 9000 was.... Nun was ein Ergöwischer Edelmann Heinrich von Hunenberg genant, deß Vesti Hunenberg unverr von Zug gelegen, dem hattend die von Schwiz vor etwas Zits ouch ein trüwen Dienst geleistet, der wußt allen Ratschlag, und lag bi des Hertzogen Volck, die Er gegen Art geschickt hat, daselbs uff die von Schwitz ze streiffen, wann der Hertzog macht ein Gezoch, als ob Er das Land gegen Art angriffen welt, damit Si dest minder Fürsechung am Morgarten tätind, wann ouch die von Schwiz selbs meintend, Er wurd Si gegen Art angriffen, deßhalb Si mertheils Irs Volks bi der Letzi zu Art ligen hattend. Also schoß der Gemelt von Hunenberg etlich Pfil mit Berment gefidt, über die Letzi in das Dorf ze Art, ab dem See, und schreib uff dem Berment: Hüetend üch uff St. Othmars Abend, Morgens am Morgarten. Dise Pfil wurdend von denen von Schwitz am Frytag vor St. Othmars Tag am Morgen früy gefunden, schicktend ylentz gen Uri und Unterwalden um Hilff, also kamend ze angender Nacht 400 von Uri, um Mitternacht 300 von Underwalden, dann dieselben mußtend Irs Lands afftert hüten gegen Brünig, gegen Entlibuch, gegen Lucern und an andern Orten, daß Si sich dest minder entblösen köntind. Die von Schwitz ordnetend schnell 600 Land-Lüt mit den gemelten 700 an den Sattel, so ob dem Morgarten ligt, die zugend Nachts daselbs hin, das ander Ir Landt-Volck ließend Si zu Art ligen, und etlich zu dem Thurn gegen Einsideln, damit Si der Viendеn Inbruch an allen Orten verhütind. Nun warend bi 50 redlicher Gsellen uß den genannten dryen Waldstetten, die dorffend nit ins Land, mußtend von frävlen und strafbarer Sachen wegen ußerthalb leisten, und sich zu Wädischwil, Richtischwil, und anderswo enthalten, wo si mochtind, die tettind sich zesamen, als Si vernamend, daß des Hertzogen Zug Ir Vaterland antreffen wolt, zugend in der Nacht über die alten Matt gegen Morgarten, den Ir Hilff und Bistand in der Not ze tunde, Si legten sich unterm Sattel ob dem Morgarten und der Straß uff ein Rein, da nechst darunder die Straß was. Also am Samstag was St. Othmars Abend, am Morgen früy, wie der Tag anbrach, kam Hertzog Lüpolt mit siner Macht daher an den Morgarten, und was Nachts von der Statt Zug für Aegri haruff gezogen, Er zoch selbs mit sinem Adel und dem reisigen Zug in der Vorhut, und hat das Fuß-Volck den Nachzug, der Adel hat ein Lust an die Puren. Nun hattend sich die 50 Waldstettische Banditen mit Stöcken und großen Steinen, so Si zusammengetragen uff den Rein, da Si lagend, wol gerüst, und wie die Herrschaft an den Berg Morgarten kam, da es anfieng ruch und eng sin, da die Pferd kein Schwung möchtend haben, und kum zwey oder dry nebend einandern gen köntend, ließend die Banditen Stöck und Stein den Berg nider unter Si louffen, daß Roß und Mann ze Boden gieng, im selben louffend der dry Waldstetten Volck mit einem großen Geschrei den Berg hinab, fallend in die Vient, und hat jeder ein Wurff-Spieß in der Hand, die

hatte in seinem Heere den König von Böhmen [1]) und viele Adelige und Barone; Friederich aber, der von Oestreich kam, führte Oestreicher und Ungarn mit sich. Ferner wartete Friederich, von Ludwig und dessen Heer ereilt und überrascht, seinen Bruder Leopold nicht ab, der aus Schwaben mit einem starken daselbst gesammelten Heere kam, zu seiner Hülfe herbei eilte und noch mehrere Meilen entfernt war, sondern gieng in Baiern, wo beide zusammengetroffen waren, mit Ludwig am Tage vor Michaelis die Schlacht [2]) ein, und wurde, da ihm das Glück ganz und gar nicht günstig war, mit seinem Bruder

---

wurffends in die Herren, und in die Pferd, daß es alles unter über sich gieng. Graf Heinrich von Montfort, der bi den vordristen was, und die so bi Im warend begundend von erst wichen, do namend die Reisigen all die Flucht, und warend die Pferd von dem Werffen so schellig worden, daß die Reisigen in Ir eigen Fußzug rannten, und Iren Ir Ordnung selbs zertrannten, daß Si ouch wichen mußtend, dann die Waldstett tettend Inen so Not und warend so gnaw uff Inen, daß Si zu keiner Ordnung mer kommen mochtend, wiewol sich deß Fußvolcks ein Teil, insonders die Zuger und Zürcher hantlich wertend, Si wurdend aber nidergelegt, der Herzog und das onder Volck floch mit Not nebent den Aegrisee nider, gen Zug hinab. Die 50 Knecht von Zürich kamend all umb, und gar nah bi einandern, dann Si woltend nit fliehen. Si und die von Zug tettend den Waldstetten me Widerstand und Schaden, dann sunst der ganz Hörzug des Hertzogen, als die Waldstett selbs bekantend. Es wurdend ob 1000 Reisiger erschlagen, und im Aegrisee ertränckt, one das Fuß-Volck, deß vil uff der Walstatt lag, und in See gejagt wurd. Vil Pferd warend vom Steinwerffen so tobig und unsinnig worden, daß Si mit den Rüttern in See rannten, daß Roß und Mann ertranck... Die Waldstett gewunnend vil Harnischt, Geweer und Pütgut, ouch 10 Pannern, jagtend die Vient für Wylägri nider, und verlurend ze Irem Teil nit mer dann 14 Mann.... Als nun das Gefecht geendet hat, knüwetend die Waldstett nider, verbrachtend Ir Gebet mit zertanen Armen, Gott Lob und Danck sagende.

[1]) Johann von Böhmen. Nicht daß er so freiwillig und uneigennützig dem Kaiser zum Dienst heranzog, Ludwig mußte ihn vielmehr erkaufen und wußte, da er seiner gerade in diesem Zeitpunkte sehr bedurfte, den ländersüchtigen Böhmen dadurch zu gewinnen, daß er mit kaiserlichem Siegel die mehr widerrechtlichen als gegründeten Ansprüche gut hieß, die derselbe auf das Fürstenthum Brandenburg machte, nachdem dessen anhaltisches oder askanisches Haus 1320 erstorben war. Mit den kaiserlichen Urkunden in der Hand gieng Johann gierig ans Werk und zog die Reichsgüter in der Lausitz und die Markgrafschaft Camenz und Bauzen, in der Oberlausitz im Königreich Sachsen, an sich.

[2]) Den 28. September 1322 bei Ampfing, unweit Mühldorf, im baierischen Isarkreis. Friedrich benahm sich von Anfang recht unklug und östreichisch. Er drängte sich an der Spitze seines Heeres voran mit hochgetragenem Haupte, mit dem auf dem Helm flatternden Reichsadler, im üppigsten Schmuck voll Farben und Blendwerk, als gälte es mehr, seinen Leuten eine bewundernswerthe Figur vor die Augen zu setzen, denn sie in den grausen Ernst des blutigen Todes zu führen. Viel besonnener und berechneter hielt sich Ludwig. Er kam einfach gekleidet daher, in einem blauen Waffenrock, ohne weiteres Aufsehen, und getraute sich nicht, den Gang des Ereignisses mit seinem eigenen letzten Wort zu befehligen, wiewohl er von tüchtigen Hauptleuten unterstützt war, indem den linken Flügel seines Heeres Johann von Böhmen und Ludwigs eigner Schwiegersohn, der junge Heinrich von Niederbaiern, den rechten der Burggraf Friederich von Nürnberg unter dem Commando hatte. Die Oberleitung wurde sofort in die Hände des alten Seifried oder Siegfried Schweppermann gelegt. Das war ein unbedeutender Edelmann aus der Nähe Nürnbergs, auch sonst unansehnlich, mit einem Höcker, in schlechtem Anzug, ohne alle feinern Manieren, so daß die Ritter und Adeligen im baierischen Heer über ihn spöttelnd die Nase rümpften. Der Kaiser achtete weder auf des Adels Spott noch auf die armselige Gestalt, sondern hielt Schweppermanns vorzügliche Kriegskenntniß und Kriegskunst hoch im Preise. Als er nun dem alten Mann das Heer und sich selbst unterstellte und ihn bei der Anordnung des Ganzen in unbedingter Vollmacht schalten ließ, da gab es bei den vornehmen Herren anfänglich große Augen und manch übles Witzwort. Als jedoch durch die wie Jeder anerkennen mußte ausgezeichnete Leitung Schweppermanns ein glänzender Sieg den Waffenrock Ludwigs in Ruhm, den Helmbusch Friederichs in Schatten brachte, verstummte jeder Hohn über den krummen Feldherrn und der Kaiser selbst gab dem unscheinbaren Mann seine Verehrung bald darauf in lieblicher Weise zu erkennen. Man hatte nämlich in der Umgegend, die durch des Krieges Verwüstung sehr gelitten, für den Kaiser und die Hauptleute fast nichts anderes zu essen aufgebracht als Eier und auch diese waren noch zu zählen. Da nahm sie Ludwig, theilte sie eigenhändig unter die Heerführer aus und begleitete seine Eierspende mit dem Sprüchlein: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ Es ist übrigens gerade auch an diesem Mann schlagend nachzuweisen, warum Adel und Ritterschaft in so manchem Kampf das Loos schmählicher Niederlage traf. Mit schimmernden Sporen giengs in den Krieg, mit blitzenden Helmen, mit einer über Geburt und Titel gespreizten Brust, mit unzählig prahlenden

Heinrich und vielen andern Adeligen gefangen [1]), wo bei 1500 Mann und viele Ungarn auf Seiten Friederichs getödtet worden waren. Der Herzog kehrte, als er dies vernahm, in unermeßlicher Trauer und Trübsal nach Schwaben zurück. Hernach jedoch stellte er sich lange demselben Ludwig entgegen und leistete ihm in der Reichsherrschaft Widerstand und viele Kämpfe sind in Deutschland entstanden.

Im Jahre 1323 zog der Herzog Leopold ins Elsaß und bewältigte alle seine Gegner und nahm an ihnen große Rache. Ferner zu derselben Zeit, da er dem Herzog Ludwig in der Reichsherrschaft entgegenstand, nahm er ein zahlreiches Heer von Schwaben mit sich, fiel verwegen in das Land Baiern ein und verwüstete es schwer durch Brand.

1324, 11. Juli. Im gleichen Jahre wurde der Herzog Ludwig vom Papste Johann mit dem Banne belegt, appellirte gegen ihn und wird deshalb abgesetzt [2]), als Friederich noch in der Gefangenschaft gehalten wurde [3]).

Zungen, deren jede mindestens Einen Kopf durchsetzen wollte, und mit der Zuversicht, man habe nur den Adelsbrief groß geheißener Familie dem Feinde vor das Gesicht zu strecken, um ihn wie mit einem versteinernden Medusenhaupte plötzlich zu nichte zu machen. Aber persönliches Verdienst, großartige Tapferkeit, freie Begeisterung und Aufopferung im Dienste einer wahrhaft erhabenen Idee, sie waren in dem vor lauter Schein blendenden Stand des Hochadels nicht heimisch und wurden besonders da, wo sie aus einem armen Hause kamen oder in einem gemeinen Gewande standen, keiner Beachtung würdig gehalten. Daher der täuschende Ausgang von der so zuversichtlich berechneten Bauernzermalmung Morgartens! Daher so oft der mit Schande gebrandmarkte Abzug eines vollen tollen Heerhaufens von einer vereinzelten verhältnißmäßig viel schwächern Stadt!

[1]) Heinrich nämlich kam unter die Hand Johanns von Böhmen und dieser, seiner habsüchtigen Natur gemäß, ließ ihn auf einem seiner Schlösser acht Wochen lang mit schweren Ketten belasten und wie einen gemeinen Verbrecher behandeln, um Heinrichs Verwandte herbeizuzwingen, daß sie den Gefangenen mit einem großen Lösegeld freikauften. Er vermochte sich endlich auch das Lösegeld zu erpressen und die Verwandten bezahlten ihm für Heinrichs Loslassung wirklich die übertriebene Summe von 9000 Mark oder mehr als 60,000 Goldgulden. Friederich dagegen wurde den Bürgern von Regensburg als Unterpfand eines Geldbetrages eingehändigt, den sie dem Kaiser geliehen hatten, und nachher auf die Burg Trausnitz im baierischen Landgericht Nabburg gebracht, aber überall ganz anders als sein Bruder mit Anstand und Achtung behandelt.

[2]) Der Kaiser war von Galeazzo I., dem ältesten Sohne jenes Matteo Visconti, in dem bittern Streit zwischen dem Hof von Avignon und der Partei der Ghibellinen über die Herrschaft Mailands zu Hülfe gerufen. Er erschien und setzte theils mit List, theils mit Waffen dem Fortgang des päpstlichen Planes einen unerwarteten Anstoß in den Weg. Aber damit hatte er den Papst furchtbar verletzt und in dessen Herz einen Sturm der Leidenschaften heraufbeschworen. Johann heftete im October 1323 an die Kathedrale von Avignon einen Anschlag und lud den Kaiser, indem er ihm mit dem Banne drohte, vor sich zur Rechenschaft darüber, daß er sich, ohne die päpstliche Genehmigung seiner Wahl empfangen zu haben, einen deutschen und römischen König nenne. Ludwig seinerseits trat mit seinen Klagen im Dezember darauf vor einen Reichshof zu Nürnberg, verwahrte sich hier feierlichst gegen die Handlungsweise des Papstes und deren Folgen für sich und das Reich und appellirte an ein künftiges Concil. Nun fuhr auch der Papst wieder heftiger gegen den Kaiser auf und excommunicirte ihn im Juli 1324 vollständig, räumte ihm aber bis zum 1. October eine Gnadenfrist zur Reue und Buße ein und wußte über sein ganzes mit Selbstsucht und Leidenschaft verknüpftes Gewebe den Schleier christlicher Milde und selbst einen gewissen Glorienschein der Gerechtigkeit und Religiosität zu breiten. Allein er blendete nur wenige Augen. Ganz Deutschland nahm Partei für den Kaiser, am eifrigsten und zuverlässigsten die Bürgerschaften der Städte, die an Ludwig einen Hort ihrer Rechte und Freiheiten zu haben überzeugt waren, und die Minoriten, die mit dem Papste in einem heftigen Streit über die Armuth Christi begriffen waren. Außerdem hatte Ludwig in diesem weitgreifenden Zerwürfniß mit dem Kirchenhaupte treue Freunde und treffliche Rathgeber an den Gelehrten Marsilius von Padua, Johann von Jandun und seinem berühmten Geheimschreiber Ulrich Hangöhr, welche mit den doppelschneidigen Waffen ihrer Argumentationen in Fleisch und Mark der päpstlichen Macht gefährlichere Schläge hieben als mit den Schwertern eines ganzen Heerzuges, indem sie vor aller Welt die bissige Behauptung durchführten, daß dem Papste wohl die vom Herrn eingeräumte Befugniß zukomme, des Himmels und der Hölle Pforte zu öffnen und zu schließen, hingegen ihm gänzlich die Gewalt genommen werden sollte, in weltlichen Dingen über Fürsten und Herren oder seien es auch Geistliche etwas eigenwillig zu verfügen.

[3]) Eben auf dem Schlosse Trausnitz, wo er drei Jahre gefangen saß, von Buße zerknirscht seine frühern Sünden betrauerte und ganz in die Lebensweise eines Karthäusers eingieng.

Hierauf hatte im Jahre 1324 oder 25 der Herr Herzog Ludwig um das Fest Martins das Schloß Burgau belagert. Das hörte der Herzog Leopold von Oestreich, ließ sich von der äußerst grimmigen Kälte, die damals eingebrochen war, nicht abschrecken, sammelte aus dem Elsaß, Schwaben und Burgund ein zahlreiches Heer sowohl von Fußvolk als Reisigen, zog gegen Buochorn hinauf, traf in Biberach auf seine Brüder, die mit 600 Helmen und viel Fußvolk aus Oestreich kamen, marschirte frischweg gegen Ludwig los, verjagte ihn nach der Stadt Laugingen [1]) und befreite so das Schloß, wobei dann der genannte Baier Ludwig in der Nacht abzog und dort Zelte, Hütten, Maschinen und andere unverbrannte Geräthschaften zurückließ, indeß der Herr Friederich aus Oestreich bis zum Osterfeste noch immer gefangen saß. 1324, Decbr. — 1325, Jan.

Zu einer Zeit ferner demüthigte der Herzog Leopold den Grafen Wilhelm von Montfort [2]), der ihn verachtete und verächtlich machte. Denn er belagerte seine Stadt Tetnang mit großer Macht; wo er im Umkreis etwas von Bäumen, Saaten, Getraide, Gärten, Gehölz und andern Erdgewächsen traf, riß er es ab, zertrat und zerstörte es. Und er wäre ohne Eroberung und Zerstörung des Schlosses oder der Stadt nicht abgezogen, wenn die Gattin des Herrn Wilhelm nicht aus dem Schloß gegangen wäre und ihn mit Thränen und den flehentlichsten Beschwörungen begütigt hätte. Denn ihrethalben, die durch Tugenden und Geschlecht berühmt war, stand er vom Vorhaben ab und ließ ihnen vollständig Frieden, wiewohl Einige dies in Abrede stellen und sagen, der Herzog Leopold habe außer dem Gemeldeten durchaus nichts weiter ausgerichtet [3]).

Nachdem Friederich zwei Jahre in der Gefangenschaft gewesen war und der Herzog Leopold mit Hülfe des ihm sehr geneigten Papstes die Befreiung seines Bruders betrieben, aber nichts ausgerichtet hatte, wurde der erstere zuletzt doch auf eigenthümliche Weise befreit, indem sich ein Prior aus dem Orden der Karthäuser dazwischen legte [4]). Derselbe nämlich legte sich vortheilhaft und geschickt dazwischen —

---

[1]) Die hier vorkommenden Städte und Schlösser liegen in nicht gar weit gezogenem Umkreis auf würtembergischem und baierischem Land: Burgau an der Mindel und Lauingen an der Donau, bei Dillingen, sind in Baiern, dem alten Oberdonaukreis Schwabens; Buochorn oder Friedrichshafen und Biberach im eigentlichen Donaukreis Würtembergs, wenn, wie es sich in der Marschroute Leopolds darthut, eben dieses Biberach und nicht das andere unweit Burgau anzunehmen ist, das hier nicht zu den Umständen paßt.

[2]) Aus der schwäbischen Linie der Montfort, also nicht zu denken an das französische oder brittische Geschlecht der Montfort. Tettnang ist Stadt und Schloß im würtembergischen Donaukreis, in prachtvoller Lage, mit reizender Aussicht auf den Bodensee, der spitze Winkel von dem Dreieck, dem Friedrichshafen und Langenargen die Grundlinie am See geben.

[3]) Nach dieser abweichenden Meinung, will Vitoduran sagen, hat Leopold außer der Verwüstung der Umgegend nichts ausgerichtet und somit sein ursprünglich gestecktes Ziel, die Zerstörung Tettnangs, nicht erreicht. Und zwar hätte er der guten Wehr und Vertheidigung des Feindes weichen müssen und es hätte nicht der Dazwischenkunft der Gemahlin Wilhelms bedurft, um ihn, welcher der Gewalt nachgeben mußte, zum Abzug aus freien Stücken zu bestimmen.

[4]) Es war der Karthäuser Prior Gottfried, den sich Friedrich zu seinem Beichtvater genommen hatte. Der Prior wußte sein Beichtkind allerdings gut zu behandeln, wie andererseits der Orden der Karthäuser in seinem ganzen Wesen Friederichen in der nun eingetretenen Umstimmung des Gemüthes vollständig zusagte. Der Orden verlangte von Jedem, der sich zu ihm entschließen wollte, eine gänzliche Entfernung von der Welt und Entbehrung jedes weltlichen Besitzes, und eben in diesem Sinne hatte Gottfried dem Gefangenen beibringen können, dem weltlichen Treiben des Königthums und überhaupt

er war im Lande eben von hohem Ruf, mit gutem Rath und reifer Verkehrsgewandtheit und beiden Theilen werth — und versöhnte in ihrer und seiner alleinigen Gegenwart, wo jeder andere abwesend und ausgeschlossen war, sie, nämlich Ludwig und Friederich, durch gewisse, beiden wohlgefällige Verträge und bekräftigte diese mit einem Eide. Aber was sie enthielten, wußte man nicht, außer daß Friederich zwei seiner Töchter nach Baiern in die Stadt München abordnete und so aus der Gefangenschaft gezogen wird. Auch werden viele Unterredungen zwischen Friederich und Ludwig in Gegenwart Leopolds gepflogen. Nach diesen Verträgen und Unterredungen aber legten sich beide öffentlich den Königsnamen bei und gebrauchten, wie es heißt, das königliche Siegel [1]. Und so verläuft sich die
28. Febr. Zeit bis zum Jahre 1326, da stirbt um Ende März der Herzog Leopold zu Straßburg; in der Zwischenzeit lebte Friederich unter alleinigem Namen in Oestreich und führte bei den Seinen die Herrschaft.

---

jedes Regierungsgeschäftes zu entsagen. — Was den Orden selbst anbetrifft, so war derselbe durch Bruno von Cöln gestiftet worden, den damaligen Rector der Domschule und Kanzler von Rheims. Bruno stand unter einem Erzbischof, der dem christlichen Glauben und vollends der eigenen hohen Amtswürde zur Schmach ein ärgerliches Leben führte, und konnte, von einem ernstern tiefen Gemüthszuge beherrscht, sich nicht enthalten, aus seinem heiligen Zorn tadelnde Worte über des Erzbischofs Sündenwesen auszuschütten. Aber nun hatte er den schweren Haß dieses Obern auf sich geladen und faßte, der Zänkereien wie seiner Stellung mitten in solchem Weltdienst und Begierdenkampf überdrüssig, den Entschluß von seiner bisherigen Wirksamkeit zurückzutreten und sich der Welt überhaupt zu entfremden. Er gieng mit gleichgesinnten Genossen um das Jahr 1084 in die Gegend von Grenoble und baute hier einige einsame Hütten, genannt Chartreuse, daher etwas verdeutscht das Wort Karthause und der Name des ganzen Ordens. Dasselbe that er später in Calabrien, wohin er, in Rom des weltlichen Treibens von Geistlichen und Laien ebenfalls bald müde, mit jenem immer stärkern Gemüthszuge übergegangen war. Eine lange Zeit blieb der Orden dem ersten Gelübde der allerstrengsten Enthaltsamkeit, Welt- und Selbstüberwindung getreu; es wurden alle Gaben und Schenkungen, waren sie auch frei angeboten, beharrlich zurückgewiesen, um nicht durch Annahme und Besitz derselben in das Netz der so furchtsam geflohenen Weltfreuden gezogen zu werden. Nur eine kärgliche Nahrung, dem dringendsten Bedürfniß zu lieb, war zulässig, und was man unter der Hand eines Karthäusers gewöhnlich sah, das war eine Ochsenhaut, um darauf Bücher abzuschreiben. Als sich später um den Orden fast unwillkürlich ein Schatz irdischer Güter sammelte, wollte der Karthäuser auch damals nichts davon in oder über seine Hütte kommen lassen und gab den Reichthum demüthig ab in die Hände der Kirche, daß daraus Gotteshäuser mit allerlei Pracht und Schmuck versehen würden.

[1]) Die Darstellung Vitodurans über diese Verhältnisse und Verhandlungen ist etwas lückenhaft und wir müssen, wenn ein besser begreiflicher Zusammenhang derselben gewonnen werden soll, die ergänzenden Angaben aus der allgemeinen Geschichte dazwischen schreiben. Es hatten eigentlich beide Beichtväter, der obbenannte Friederichs und derjenige Ludwigs, das Werk betrieben, daß Friederich die vollständige Entsagung auf Thron und Krone erklären, Ludwig aber dann die Freilassung für immer zugeben sollte. Nun schien alles recht wohl zu gelingen. Im März 1325 begiebt sich der Kaiser selbst auf das Schloß Trausnitz, der Vertrag, freilich im Sinn und Vortheil Ludwigs, wird geschlossen und beide nehmen darauf das Abendmahl, um Vertrag und Freundschaft durch die heilige Handlung zu besiegeln. Im Vertrag entsagt, so lautete es, Friederich der Krone, wird dann ohne Lösegeld freigelassen, stellt die von ihm und seinen Brüdern eingenommenen Reichsgüter an die Kaiserkrone zurück, verbindet seine Tochter mit einem Sohne Ludwigs und kehrt, wenn er den Vertrag nicht halten kann oder will, ohne Nöthigung in die Gefangenschaft zurück. Was Vitoduran bemerkt, daß Vertrag und Verhandlung zwischen den beiden allein, ohne anderweitige Zeugen denn die Beichtväter geschehen, ist ganz richtig und eben dies der Grund, daß die Sache nicht zur Geltung kam. Auf Seiten Ludwigs war kein Reich, auf Seiten Friederichs keiner seiner Brüder um Meinung und Zustimmung befragt worden. Da erhob sich Leopold, vom Papste gehetzt, in der offensten Bestreitung aller Verträge, wie sie immer wären, und brachte mit Bischöfen und andern Gewaltträgern einen Bund gegen den Kaiser zu Stande. Zuletzt, nach vielfältigen Verhandlungen, kam es zu einem neuen Vertrag, nach welchem beide, Ludwig und Friedrich, königliche Gewalt und Rechtsame üben sollten und zwar jeder in den Gegenden, in denen er Anerkennung genieße. Wirklich nahm Friedrich den Königstitel wieder an und machte, wie unsere Chronik meldet, bei Ausfertigung von Urkunden von dem königlichen Siegel Gebrauch. Doch war der Titel mehr Wort und Schrift als Macht in Volk und Reich, schon deshalb, weil Friederich Staatsgeschäfte nicht sonderlich liebte und übte, und als Leopold bald darauf gestorben war, kehrte sich Ludwig nicht mehr genau an Friederich und Vertrag und machte den König in allen bedeutenden Reichsangelegenheiten allein.

Von dem Herzog Leopold wird erzählt, daß er sein gleichsam tyrannisches Leben mit gutem Schluß endigte. Denn als er zu Straßburg einige Tage daniederlag, that er ernstlich Buße. Ueberdies hatte er das Glück, von dem Papste Johann, der ihm sehr günstig deshalb war, weil er sich Ludwigen immer widersetzte, durch seinen Beichtiger, einen Minderbruder, zubenannt „von Bibrach", die Vergebung aller seiner Sünden und der für die Sünden schuldigen Strafe zu erlangen. Als er nun an jener Krankheit seinen letzten Tag beschlossen hatte, wurde er nach Königsfelden, wo sein Vater, der König Albrecht getödtet worden, feierlich abgeführt und daselbst im Kloster der Minderbrüder im ehrenvollsten Begräbniß der Erde übergeben. Er starb im Jahre 1326, wie oben berührt worden. Nach ihm regierte sein Bruder Albrecht Schwaben und widersetzte sich Ludwigen ebenfalls. Kurze Zeit darauf starb sein Bruder Heinrich auch, ein Mann von hübscher Gestalt. 1327. 3. Febr.

In jener Zeit, da der Herzog Leopold zu Straßburg starb, lebte sein Bruder Albrecht, ein Mann von hohem Wuchs, gebildet und schön von Ansehen, in Schwabens Gebiet, war einer ihm und den Seinen zugefügten Beleidigung halber in der Rüstung zum Gange und Zuge, die Stadt Mühlhausen zu belagern, begriffen und sagte, als er unterwegs das Gerücht vom Tode seines Bruders, ja dessen Wirklichkeit hörte, jenes Wort des Evangeliums Lucä: „Laß die Todten die Todten begraben [1]), wir aber wollen die Stadt belagern." Das geschah auch mehrere Tage hindurch.

Ueber Friederich, als er in der unverhofften Gefangenschaft saß, wurde das Gerücht herumgeboten, daß von einem Todtenbeschwörer ein Geist zu ihm geschickt worden sei, der ihn einlud, mit ihm hinunterzusteigen, wenn er aus der Gefangenschaft entrissen werden wolle; denn wenn er das thäte, würde er ihn unverletzt und unversehrt an welchen Ort er immer wolle hintragen. Weil er sich ihm nicht anvertrauen wollte, sondern so lange es Gott gefalle dort gefangen verbleiben, veranlaßte er jenen fortzugehen. Das gestand Friederich nach seiner Befreiung vor Vielen mit eigenem Munde.

Sehr oft habe ich anführen hören, daß nicht lange vor jener Zeit der Herr von Wirtenberg [2]), mächtig in Schwaben, an einem Tage, weil er ein wunderlicher und strenger Mann war, viele Arme in einen Speicher zu sammeln befahl. Sobald dies geschehen war, läßt er Feuer vollauf in den Speicher werfen, der, in eine Flamme verwandelt, die in ihm eingeschlossenen Armen gänzlich einäscherte. Denn er sagte: „Da nach dem Evangelium der Armen das Himmelreich ist, habe ich sie ohne einen Fürsprecher in die himmlischen Reiche hinübergeschickt." Was für ein Tyrann war dies, der in dieser tyrannischen That die menschliche Natur verläugnete und die thierische oder viehische annahm!

[3]) Um diese Zeit fiel ein Lesmeister im Orden der Minderbrüder, der, von einem bösen Geiste

---

[1]) Luc. 9, 60.

[2]) Graf Eberhard von Würtemberg. Wir verweisen über ihn auf unsere obige Note.

[3]) Diese Erzählung stammt kaum von Vitoduran. Sie ist von fremder Hand des 14. Jahrhunderts geschrieben und auf einem besondern Blatt in die Chronik eingeschoben.

überwältigt, den Wunsch hatte, Jude zu werden, vom Orden ab und neigte sich zu den Juden hin, bei denen er zuletzt verrathen in einer Stadt des Elsaß von Brüdern gefangen und zu den Brüdern hingeführt wurde. Da sie ihn durch Beweise, Gründe und Zeugnisse der hl. Schrift nicht überzeugen konnten, daß er von dem gefaßten Vorsatze des Irrganges abstand — denn er schlug ihre Beweissätze nieder und widerlegte sie so viel er konnte — führten sie ihn aus dem Elsaß nach der Stadt Würzburg hin, daselbst zu scharfer Bewachung, bis er von dem in ihn eingenisteten Irrthum wieder zur Vernunft gelangt sei. Als sie aber zu einer Stadt Wertach [1]) gekommen waren und ihn, bis sie eine Erfrischung genossen und weiter zögen, dort in der Herbergestube der Brüder eingeschlossen hatten, schaute er unterdessen durch das Fenster auf die Gasse hinaus und redete die vorübergehenden Leute ganz laut mit den Worten an: „O ihr alle, die ihr da vorübergehet und mich sehet, sollt wissen, daß ich nicht ein Christ, sondern ein Jude bin und in der Juden Glauben sterben will. Zum Beweise dessen durchsteche ich mich selbst vor euern Augen!“ Und mit diesen Worten ergriff er ein Messer, das in der Stube unvorsichtig zurückgelassen war, und verwundete sich Angesichts der auf seinen Ruf zusammengelaufenen Menschen mit dem Messer auf den Tod. Wie ihn nun die Brüder nach ihrer Erfrischung halbtodt trafen, wurden sie sehr bestürzt, führten ihn jedoch vollends an das Ziel der Reise, wo er am andern Tage sein Leben endigte und daselbst im Garten der Brüder begraben wurde.

Von Friederich wird, damit ich die über ihn begonnene Erzählung fertig schreibe, gesagt, daß er nach seiner Freilassung seinen von ihm früher löblich geführten Wandel mit übelm Ende beschlossen habe. Denn er raubte die hl. Nonne eines Klosters, die schön war und ihm sehr gefiel, indem er seine ehrbare Gattin, die Tochter des Königs von Aragonien, hintansetzte, und begieng so Unzucht und Ehebruch zugleich. Außerdem behandelte er diese seine königliche Gemahlin, die wegen einer ihr angethanen Vergiftung des Gesichtes beraubt war, ohne alle Achtung, ja verabscheute sie, wie es heißt, gleichsam als Unflath und Unrath bis zum Tode. Darum wohl reizte er Gott so sehr, daß er, indem Gott es nach seinem gerechten Gerichte zuließ oder veranlaßte, von einer unheilbaren Plage, nämlich von den Bissen und Stichen der Läuse lange Zeit gepeinigt und zuletzt aufgerieben wurde.

1327, März. Zu der Zeit, da Friederich unter alleinigem Namen in Oestreich bei den Seinen die Herrschaft führte, begab sich der vorbemeldete Ludwig der Baier mit wenigen Reisigen in die Lombardei im Jahre 1327 und wurde in demselben Jahre in der Stadt Como mit der eisernen Krone gekrönt. Darauf, nachdem er seine Macht befestigt und vergrößert hatte, kam er nach Mailand, wo er eine ehrenvolle Behandlung und viel Geld erlangte, wo er auch, nachdem der Statthalter auf seinen Befehl abgesetzt und wie man angiebt seiner Vergehungen halber gehängt war, den Herrn Wilhelm, Grafen von

---

[1]) Pfarrdorf im baierischen Landgericht Sonthofen.

Montfort, der Stadt und dem Lande daselbst vorsetzte [1]). Dieser regierte dort gewaltig vier Jahre, schlich dann heimlich, weil er daselbst geliebt und sehr wohl aufgenommen war, weg und fort und kehrte in sein Land Schwaben zurück, indem er gar viel Geld, das er durch seine Herrschaft in der Stadt Mailand erlangt hatte, mit sich heimbrachte. Denn er hat sich dort so sehr bereichert, daß er hernach am Bodensee bei dem Dorfe Argen [2]) mit vielen Kosten ein prachtvolles Schloß erbaute. Er war in kriegerischen Handlungen ausgezeichnet tüchtig. Einige sagen von ihm, daß er bei vielen Feldschlachten, etwa zwanzig, persönlich zugegen gewesen sei und sich dort tapfer und ruhmvoll gehalten habe.

Ludwig aber zog von Mailand nach Durchführung seiner Maßregeln ab, gieng als Herr und ohne Kampf weiter in Italien ein und kam nach Rom, wo er von den Römern mit Glückswünschen aufgenommen und gegen den Willen des Papstes zum Kaiser gekrönt wurde. Hier wählte er in Verbindung mit dem römischen Volke thatsächlich einen andern Papst vom Orden der Minderbrüder [3]), 1328. 17. Jan.
der sich, daß er es nicht würde, aus allen Kräften sträubte. Aber er vermochte nicht durchzudringen

---

[1]) Unser Chronist berichtet hier irrig. Der Kaiser, von der Partei der Ghibellinen zu wiederholten Malen und in dringender Weise nach Italien gerufen, hatte endlich den Zug angetreten, aber nicht zu Como, sondern zu Trient jene Vorversammlung von Freunden und Anhängern gehalten, die Vitoduran für die schon wirkliche Krönung nimmt, während sie nur als eine wenn auch rasch fördernde Einleitung zu derselben gelten kann. Die Krönung selbst gieng den 31. Mai 1327 in Mailand vor sich und brachte unter festlichem Gepränge die berühmte eiserne Krone auf Ludwigs Haupt. Hier, wo der Kaiser mit seinen von dem blinkenden Gold Italiens herbeigelockten Ritterschaaren einen großartigen Einzug hielt, lagen die beiden Brüder Galeazzo und Marcus Visconti über Mailands Herrschaft im Streit, und was that der deutsche Schiedsrichter unter der eben aufgesetzten Kaiserkrone? Er ließ sein Schwert mit dem Geld wägen und auf die Seite des Marcus fallen; denn Galeazzo, regierender Statthalter oder Schultheiß der Stadt, konnte ihm bloß 50,000, die Gegenpartei aber 200.000 Goldgulden einhändigen! Doch wurde Galeazzo nur gerichtlich verurtheilt und hierauf zu Monza bei Mailand gefangen gesetzt, nicht aber, wie die Chronik sagt, gehängt. Ueberhaupt betrieb Ludwig, so gut er sonst gesinnt sein mochte, mit seinem deutschen Beamtenschwarm auf dem wahrhaft goldenen Boden des damals mit Geld, Gewerben und Handel ganz Europa beherrschenden Italiens die Gelderpressung in der gewaltthätigsten und oft schmutzigsten Weise, wodurch er einen bedeutenden Grund zu jenem bittern Schicksalswechsel legte, daß er von den gleichen Italiänern, die ihn mit jauchzendem Beifall aufgenommen hatten, nach so kurzer Zeit wieder unter Flüchen und Verfolgungen verjagt wurde.

[2]) Langenargen in Würtemberg.

[3]) Der Barfüßermönch Peter, von Corvara in Neapel am Fuße der Apenninen. Die Wahl des neuen Papstes war für Ludwig ein wohlfeiler Act und gieng in Rom wie ein lustiges Schauspiel vorüber. Die Römer hatten auf die Päpste, seitdem sie zu Avignon Hof hielten, einen grimmigen Zahn, da die gewohnte Fülle von Geld und Gewinn nicht mehr an den Ufern der Tiber zusammenfloß. Als nun Johann XXII. auf ihre anhaltenden Bitten doch nicht zurückkehrte, traten sie unter Sciarra Colonna zusammen, trieben die Freunde des Papstes und Roberts von Neapel aus Roms Mauern und riefen in festlichen Umzügen die Republik aus. Da trifft der Kaiser ein, die berauschte Menge bringt ihm die jubelnden Grüße entgegen, er erwiedert sie auf dem Capitol mit einer feurigen Rede, worin er die Römer — just der rechte Act für eine freiheitstrunkene Stadt! — an die großen Thaten der Vorzeit erinnert und sie als Enkel mit den seit Jahrtausenden gesammelten Lorbeeren der Väter umkränzt. Unter des Volkes drängendem Geleite nimmt er die Heil! rufenden Stimmen von Tausenden auf, und in feierlicher Weihe zum römischen Kaiser eingesegnet versammelt er erst jetzt ganz Rom, stellt sich im vollen Herrscherschmuck auf eine Bühne und beweist, daß die Stunde geschlagen habe, einem Ketzer wie Johann XXII. die heiligen Schlüssel zu den Himmels- und Höllenpforten zu nehmen und sie dem frommen vortrefflichen Mönch zu übertragen. Ohne Verzug wird Peter von Corvara als Nicolaus V. ausgekündet, und er, der vom Kaiser auf Petri Stuhl gehoben worden, streckt hinwieder von diesem Stuhl herab über das Kaiserhaupt die salbende Hand und ertheilt ihm unter der eben empfangenen Kaiserkrone Roms im Namen der Christenheit den Segen der Kirche.

und übernahm nun ganz gezwungen mit des Herzens allergrößter Bitterkeit, ob er wollte oder nicht, den Papststuhl. Er sei von wundersamer Heiligkeit gewesen. Er that sich unter andern Beweisen seiner Tugenden hervor in den Einschränkungen der Enthaltsamkeit, und bei aller Wachsamkeit in den Gebetsübungen besaß er eine gewinnende Annehmlichkeit der Milde, und darum rief er die Begierde aller Römer hervor, ihn zu erwählen oder einzusetzen. Er übte und verwaltete zwei Jahre lang, wie Einige, die genauer als ich jene Zeitpunkte ausrechnen, behaupteten, die päpstlichen Rechte und Pflichten, verordnete unter andern mehrere Bischöfe an verschiedene Stellen, welche auch wieder Mehreren die Stufen im geistlichen Amte zuwiesen. Er ward gemeiniglich Gegenpapst geheißen. Als ihm daher Viele Gehorsam und Ehrfurcht wie dem wahren Statthalter Christi erwiesen und von ihm die päpstlichen Segnungen empfangen hatten, erkannte er zuletzt doch Ludwigs, des römischen Volkes und den eigenen Irrthum, eilte zum Papst Johann nach Avignon und bat ihn über den begangenen Fehler demüthig um seine Gnade [1]). Es gelang ihm nach Wunsch Erhörung zu finden; denn jener vergab
1330, 6. Sept. ihm mitleidig und setzte ihn, jedoch in seiner Wohnung, abgesondert in Bewachung, reichte ihm bis zu seinem Tode, den er nach Ablauf einer kurzen Zeit hernach bestand, alles Nothwendige vollständig, worauf der Papst Johann noch einige Jahre in der Kraft des Körpers der Kirche vorstand.

Der Grund oder Beweggrund, daß Ludwig der Baier, zu Rom wie gesagt gekrönt, mit dem römischen Volke versuchte und wagte, einen andern Papst zu erwählen und einzusetzen, war, weil die

---

[1]) Zwei große Fehler waren es, die dem Kaiser die Herzen Italiens entfremdeten und ihn zuletzt nach Deutschland zurücktrieben, so daß er, Roms gefeierter Festheld, unter den Verwünschungen und Steinwürfen dieser Stadt die Heimkehr antreten mußte. Die beiden Fehler waren jene heillose Gelderpressung und eine hiernach speculirende treulose Politik. Ein Freund nach dem andern, eine Partei nach der andern fiel von ihm ab und trat, wie sich dies von selbst ergab, dem Papste Johann XXII. näher. Diesen Weg schlug endlich auch der Gegenpapst Nicolaus ein. Er war schon in Toskana, von Ludwig verlassen, mancherlei Gefährde ausgesetzt gewesen und mußte sich ganz eigentlich wie ein Flüchtling im Versteck halten, um nicht in die Hände der auf seinen Fall oder wenigstens Rücktritt erpichten Partei der Guelfen, der Schildträger des französischen Papstthums und Thrones, zu gerathen. Doch endlich aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, wandte er sein Herz Avignon zu, richtete an Johann einen flehentlichen weinerlichen Brief und begab sich, als ihm Vergebung zugesagt war, voller Dankbezeugung für die geschenkte Barmherzigkeit in das gallische Rom. Und nun welche Schwachheit, zum kirchlichen Scandal geworden, vollends hier! Nicolaus, Papst Ludwigs, läßt sich im Büßeranzug, mit einem Strick um den Hals, öffentlich ausstellen, ganz Avignon strömt um den armen Sünder zusammen, und geflissentlich benutzt der schlaue Johann diesen willkommenen Anlaß, um allen Zuschauern der Nähe und allen Zuhörern der Ferne ins Gewissen zu reden, was für ein Fluch auf alle diejenigen warte, die gegen ihn, den rechtmäßigen Statthalter Christi, und gegen seinen heiligen Hof zu Avignon die Stimme erhoben! Als die Brandmarkung des falschen Papstes und die daran geschlossene Strafpredigt für die ganze Christenheit vorüber war, wurde Nicolaus in den päpstlichen Palast geführt und verlebte hier als Gefangener noch drei Jahre, also doch noch länger als Vitoduran andeutet. Die empörende Scene brachte der damaligen Curie auf französischem Boden ungemessenen Vortheil und unaussprechlich viel Nachtheil jener erhabenen Idee, für die schon Dante entglüht war, nämlich den apostolischen Stuhl von den Fesseln aller Weltlichkeit, sei es in einer fremden Weltmacht, sei es in der eigenen Weltherrschaft, abzulösen und ihn ausschließlich seinem wahren würdigen Beruf, dem hehren Dienst des Geistlichen und Göttlichen zurückzustellen. Noch nie hat ein Akt dem weltlichen Papstthum einen wenigstens augenblicklich so hoch pochenden Triumph verschafft als die Comödie Nicolaus V. zu Avignon, dieses armen, ehrlich gesinnten und dabei an Herz und Geist wohlbegabten Minoriten, der die Sünden einer gemeinen Politik und eines gehässigen Parteikampfes auf sein unschuldiges Haupt nehmen mußte!

Römer sagten: so oft der Papst seinen Sitz an andere Orte verlege, wie es damals lange Zeit der Fall war, könnten sie nach den ihnen zugestandenen Befugnissen rechtmäßig einen andern Papst machen. Das war ja eben geschehen vermittelst des Rathes und Beistandes von Ludwig dem Baier, der von dem Papst Johann excommunicirt und die Orte, wohin er gekommen, mit dem Bann belegt worden waren, deshalb, weil er sich ohne die gesetzliche und einstimmige Wahl der Fürsten in das Reich eingedrängt und auch deshalb, weil er einige Ketzer [1]) in der Stadt Mailand in den Schutz genommen hatte. Und so, wie berichtet, wählten die Römer einen neuen Papst, Namens Peter von Cornara, und nannten ihn Nicolaus V. Oder vielleicht war der Beweggrund des römischen Volkes, einen neuen Papst zu wählen, der, weil es ihnen gerade in den Sinn kam, daß in den vergangenen Zeiten die meisten Kaiser, wie einige Chroniken bezeugen, Aehnliches thaten, den Papst, der eben dann die Kirche regierte und der die Rechte und Würdezeichen der Weihung und Bestätigung ihnen willkürlich versagte, entfernten, wegtrieben und einen andern einsetzten, der ihnen das Geschenk des päpstlichen Segens gerne ertheilte und ihnen die bezeichneten Gewalten, wie sie verlangt hatten, übertrug. In einer Chronik wird gelesen, daß der Papst Hadrian in Gegenwart Karls, Königs der Franken und Kaisers der Römer, zu Rom eine Synode hielt und Karln das Recht gab, das Oberhaupt der Kirche zu wählen und den päpstlichen Stuhl zu bestellen [2]). Dasselbe wünschten vielleicht die Römer vereint mit dem Baier wieder zu erhalten und versuchten die gemeldete Sache. Aber nicht auf den Felsen, sondern eher auf den Sand hätten sie mit solchen Absichten und Handlungen gebaut, weil, wie auch in Jahrbüchern zu lesen steht, die Nachfolger des erwähnten Karl auf das besagte Recht lange vor jenes Baiers Zeit verzichtet hatten.

Hierauf im Jahre 1330 starb der vorerwähnte Herzog Friedrich von Oestreich auf seinem Bette, 13. Jan.

---

[1]) Wir dürfen diesen Namen nicht in gar strengem Sinne fassen und ihn besonders nicht auf unkirchliches oder ungläubiges Wesen übertragen. Es gab kaum je eine Zeit, wo politische Standesfarbe und christliches Glaubensbekenntniß so sehr mit einander verwechselt wurden wie damals. Wer dem Papst und dessen Hof, die das Evangelium bei Seite gesetzt und dagegen den Markt der Welt- und Wuchergeschäfte täglich unter den Händen hatten, nicht unbedingt huldigte, war als Ketzer bald verschrien; wer ihnen sich beugte, erhielt Sündenerlaß auf alle Jahre und je ihr blindestes Werkzeug trug den Ruf des frömmsten Mannes davon. Die ehrenwerthesten Ghibellinen traf der Blitzstrahl des Bannfluches, und verächtliche Schurken von Guelfen wurden in die Reihen kirchlicher Würdenträger gestellt. Unter die hier gemeinten Ketzer sind nicht nur die Visconti und andere zu Mailand, sondern auch diejenigen zu rechnen, welche sich zu jener bewillkommnenden Vorversammlung in Triest um den Kaiser eingefunden hatten und unter denen wir neben Marcus Visconti den freisinnigen Passerjno Bonacosta von Mantua erblicken, ferner Can della Scala von Verona, den hochherzigen Mäcenas des mittelalterlichen Italiens, den immer jugendlich gerüsteten Apoll für die nur mühsam durch die christliche Welt wandernden Musen, und viele achtbare Gesandtschaften.

[2]) Wirklich ist eine Stelle sogar im päpstlichen Gesetzbuch und zwar im Decretum zu lesen, nach welcher der römische Bischof Hadrian I. im Jahre 774 auf einer Synode von 153 Bischöfen und Aebten Karl dem Großen, der gerade zu Rom anwesend war, das Recht zusprach, einen römischen Bischof resp. Papst zu bestellen und weihen zu lassen, selbst daß Karl der Schutzherr des Stuhles sein und alle Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches erst von ihm belehnt werden sollten, bevor sie geweiht werden dürften. Es ist indeß über die Aechtheit der Synode und der daran gehängten päpstlichen Verordnung viel gestritten worden, ja die Kirche selbst hat es stets unbegreiflich gefunden, daß sich eine derartige Angabe in ihrem eigenen Gesetzbuch lesen lasse und ihr himmlisches Reich so offenbar unter den Machtspruch eines weltlichen Fürsten stelle!

wie auch seine obbenannten Brüder. Sobald Ludwig das gehört, zog er aus Italien weg und kam nach Oberschwaben und gieng von da durch Ulm an den Rhein hinunter und kam nach Cöln, dann Mainz und Worms und Speier und in andere angrenzende Städte, die ihn alle beglückwünschend empfiengen. Aber fast alle Kloster- und Weltgeistlichen beobachteten in den Städten, die ihm geschworen hatten, den Bann. Wie er dies sah, setzte er andere Geistliche hinein, daß sie daselbst Gottesdienst hielten.

Als er dann ins Elsaß und nach Schwaben hinaufziehen wollte, widerstand ihm der Herzog Otto von Oestreich, der jüngere Bruder der Genannten, und stellte sich, vorzüglich damit jener in der Erweiterung seiner Macht nicht bis an die Gegenden des Bodensees zu kommen vermöchte, kräftig entgegen. Damals theilte sich eine kaiserliche Stadt im Elsaß, Namens Colmar, in auffallender Weise wider sich selbst. Denn indem die Partei der Herzoge von Oestreich dawider kämpfte, verlangte die Ludwigen anhangende Partei, daß er, wozu sie ihn, der damals um Hagnau [1]), ebenfalls eine kaiserliche Stadt, weilte, mit ernsten und innigen Bitten einlud, geruhen möchte zu ihnen zu kommen. Er hätte ihnen unverzüglich mit willigem Sinn und munterer Miene zugewinkt, wenn er nicht vom Herzog Otto, dem Bruder Leopolds, Widerstand und Hinderniß gehabt hätte.

Derselbe nämlich hörte, daß ihm dort eine Partei von Bürgern huldige und die Aufnahme Ludwigs mißrathe, ja untersage und verweigere und deshalb von der andern Partei schmählich verachtet und verworfen sei, daß sich Ludwig auch wegen der Inständigkeit der Bitten von seiner Partei aus den untern Gegenden, da es ihm auch sonst am Herzen gelegen wäre, zu ihnen zu kommen sich an-
1330, Juli. schicke, und da sammelte er sehr erzürnt und aufgeregt ein großes Heer von starken und kräftigen Männern, ungefähr 1400 Reisige und 30,000 Mann Fußvolk, und belagerte die Stadt zur Sommerszeit bei sechs Wochen. Dieses Heer floß wie ein überfluthender und reißender Strom bei der genannten Stadt zusammen und umthürmte und engte sie von allen Seiten ein und man keuchte darnach, sie bis auf den Boden daniederzuwerfen. Auch umringten die Männer dieses Heeres nicht nur die Stadt, sondern nahmen wie Heuschrecken noch das an die Stadt stoßende Feld ein, um Ludwigen den Weg zu verschließen und zu verrammeln, daß er weder zu jener Stadt noch ins Land der Herzoge den Durchgang erhalten könnte. Und alle, die in selbiger Belagerung standen, waren wie Ein Mann zum Kampfe gegen Ludwig bereit, falls er sie anzugreifen versucht hätte. Allein im Gegentheil, als er von der Stärke und Menge und Tapferkeit der Heere des Herzogs Otto hörte, scheute er sich vor ihnen und wagte nicht weiter vorzudringen, sondern blieb gerade auf jener Stelle stehen.

Einige sagen, Ludwig habe in der Zwischenzeit, da der Herzog Otto Colmar belagerte, ein großes Heer gesammelt und mehr Reisige als der Herzog Otto, aber nicht so viel Fußvolk gehabt, und daß

---

[1]) Im badischen Seekreis, Amt Meersburg.

er sich vorbereitet habe mit Otto zu streiten, wenn sich nicht der König von Böhmen über die Beilegung des Streites dazwischen gestellt hätte. Denn da sich die Belagerung auf mehrere Tage hinauszieht, werden zwischen Otto und Ludwig durch den König von Böhmen Friedensbedingungen verhandelt. Wiewohl derselben viele und verschiedenartige waren, wies sie der Herzog Otto doch zurück, nicht zufrieden mit denen, die gerade ihm geboten wurden. Deswegen belagerte er die Stadt nicht weniger rauh und feindlich. Nachdem er sie nun mehrere Tage mit vielen Bedrängnissen geängstigt hatte, legte sich endlich der König von Böhmen so nachdrücklich dazwischen, daß er für die Stadt den Frie- 1330, 6. 18. Aug. — 1331, 3. Mai. den erhielt und den König Ludwig und den Herzog Otto durch nachfolgende Verträge ins Bündniß brachte.

Der eine derselben war: daß Ludwig die Kosten zurückzuerstatten habe, welche Ottos Brüder in dem viele Jahre für die Erlangung des Reiches geführten Streit und Kampf mit ihm aufgewendet hätten, die 20,000 Mark betragen haben sollen, um welche sie durch ihn geschädigt worden waren. Zur Bezahlung derselben verpfändete Ludwig Ottonen und dessen Erben vier Städte des Reiches, nämlich Neuenburg, [1] Rheinfelden, Schaffhausen und Zürich. [2]

Der zweite Vertrag war: Daß keiner den andern in seinen Rechtsgewalten [3] hernach unmittelbar oder mittelbar hindere, sondern vielmehr mit allen Kräften erhalte und geflissentlich fördere.

In jenem Kriegszuge schickte der Bischof Rudolf von Konstanz, dem Geschlecht und Volk nach von Montfort, ein ritterlicher Graf, dem Herzog wie man ausgiebt 40 Reisige zu Hülfe, und er selbst war, so lange sich die Belagerung der Stadt ausdehnte, in eigener Person zugegen.

Als nun der König und der Herzog durch den Vermittler, den erlauchtesten König von Böhmen, zur vollständigen und freundschaftlichen Friedenseinigung gebracht waren, nachdem in der bewußten Stadt alles gehörig beseitigt und geordnet worden, kehrten sie zusammen durch das am Rhein liegende Land der Herzoge, nämlich durch die Stadt Seckingen und Brugg und Baden, Winterthur und Frauenfeld in ihre Gebiete heim.

---

[1] Im Breisgau.

[2] Es war eine angemaßte Methode der Kaiser, daß sie, wenn sie sich in Schulden befanden und zu deren Tilgung das Geld mangelte, als Gegenwerth beliebig Städte verpfändeten. Auf solche Weise machte Ludwig nun auch mit den beiden Herzogen Oestreichs, Albrecht II. oder dem Lahmen und Otto ab, die von den fünf Brüdern noch übrig waren. Im Jahre darauf bewilligte er ihnen überdies, daß sie in der Schweiz an seiner Statt die Regierung führen dürften und gleichsam als Reichsvicare nach Gutdünken zu schalten hätten. So erhielt Oesterreich aus des Kaisers eigener Hand, der es freilich nicht aus Groll gegen die Eidgenossen, sondern in Verlegenheit und Verbindlichkeit gegen Oestreich that, die ungehörige Berechtigung, Herr und Vogt der Schweizer zu sein. Allein diese scheuten sich nicht, Fürstenlaunen, die keinerlei Gesetz oder Vertrag zur Unterlage hatten, von dem unbefugt betretenen Wege zurückzutreiben und behielten, so klein ihrer Kräfte Umfang war, den unerschrockenen Muth, für ihre höchsten Rechte und Güter in standhafter Wehr einzustehen.

[3] Der Begriff der jurisdictiones, wie der Text sagt, läßt sich kaum mit Einem Wort erschöpfen. Sie bedeuten vorerst den Umfang des Gebietes, innerhalb dessen die Uebung der Rechte geschehen darf, und dann die Rechte selbst, Gesetz und Gericht, die mit jenem Gebietsumfang als in ihn verwachsen dessen Besitzer zugesprochen sind, bedeuten anmit so zu sagen Rechtskreis und Rechtsinhalt. Wir haben den Ausdruck Rechtsgewalten gewählt, weil wir darein des Herrschers und des Richters Recht legen zu können glauben.

Ueber die bereits erzählte Belagerung habe ich gehört, daß, nachdem durch den vermittelnden Eifer und die treue Besorgung des Königs von Böhmen der König Ludwig und der Herzog Otto des Friedens Bündniß mit einander eingegangen hatten, der König von Böhmen durch den Umkreis des herzoglichen Lagers geschritten und zu der Schaar der Männer von Glarus gekommen ist und ihre Kriegswerkzeuge und Mordgeräthe, die Spieße, in der Volkssprache Helnbarten genannt, gesehen und mit Bewunderung gesagt hat: „O was für ein entsetzlicher Anblick ist diese Reihe mit ihren schreckhaften und gar furchtbaren Werkzeugen!" [1])

Und so kam es denn, daß, um diese Geschichte zu schließen, Ludwig der Baier gegen die Meinung der Leute in das um den Bodensee liegende Land einzog. Denn noch kurz vorher schien den Landbewohnern sein Eintritt zu ihnen unmöglich. Nur wenige Zeit vor seinem Einzug wurde er nämlich bei brennenden Kerzen und dem Geläute der Glocken an den einzelnen Orten öffentlich von der Kanzel verlesen, daß er vom Oberhaupt der Kirche excommunicirt und als Ketzer zu erachten sei.

1330 Aug. 6 u. 18
1331 Febr. 27.

Die Zürcher, die dem Herzog Otto als Pfand übergeben waren, widerstanden hartnäckig und verschmähten den Vertrag zu genehmigen, und deßhalb wurde an Zürichs Statt von Ludwig Ottonen Breisach [2]) verpfändet. Aber der Herzog Otto, welcher der Zürcher Rechtsverletzung und Widerspenstigkeit nicht gelassen auszuhalten vermochte, beschloß ihre Weinberge wegzureißen und ihre Stadt zu belagern. Sobald ihnen dies bekannt geworden, sammelten sie, ja dungen sie so zu sagen erstaunt und erschrocken arme, fromme, andächtige Leute dazu, einmüthig vereint in der Kapelle der Minderbrüder täglich mit ernsten und angestrengten Bitten den Herrn zu erflehen, daß sie aus den Händen derer, welche ihnen Böses zudächten, entrissen und in des Friedens Ruhe gesichert würden. Denselben reichten sie den nothwendigen Lebensunterhalt, so lange die Furcht auf ihnen lag, in Fülle; denn Tag und Nacht ohne Unterbruch verharrten jene im Tempel und flehten Gott für die Rettung der Stadt an. Ihre Gebete hat Gott, der aus der Höhe auf sie herniederschaute, erhört, wie man geziemend glauben muß. Denn wie der Ausgang der Sache erwies, wurden sie aus dem Verderben, von dem sie fürchteten, es komme über sie, wohlbehalten herausgezogen, indem der Herzog Otto, wie berührt worden, Breisach statt Zürich zum Pfand annahm.

Nach diesen Dingen nahm der Herzog Otto seine Lehen von dem thatsächlich zum Kaiser gewordenen Ludwig in Empfang, und in Ulm verschwuren und verbündeten sie sich, gegen alle ihre Feinde

---

[1]) „In dieser Reiß", sagt Tschudi, „hat Künig Johannß von Behem die von Glarus, so vor Collmar bi Hertzog Otten gelegen, für die baß bewapnisten Lüt geschätzt, die im ganzen Hörzug gewesen." Die Glarner erhielten auch in anderer Beziehung manch löbliches Zeugniß, im Ganzen recht viel schöne Worte, nur kein Geld, indem ihnen Otto den großen Sold, den er, um Leute zu gewinnen, in vorgespiegelten Summen versprochen, ohne weiteres vorenthielt und sie leer heimschickte. „Also", fährt Tschudi fort, „urloubet Hertzog Otto die von Lucern und Glarus, denen Er Sold verheißen, und gab Inen nützit." Das war Fürstenmanier damaliger Zeit, wo eben sowohl der Kaiser als das mit ihm rechtende Oestreich in beständigem Geldmangel standen, letzteres noch von den erschöpfenden Kämpfen mit den Waldstätten her.

[2]) Am Rhein, im badischen Oberrheinkreis.

sich und das Ihrige gegenseitig zu vertheidigen. Von der Zeit an enthielten sich viele Städte, fast alle sowohl der Herzoge als Ludwigs, des Gottesdienstes, und manchmal mußte die Geistlichkeit ernstlich herbeigenöthigt und angetrieben werden, den Gottesdienst wieder zur Hand zu nehmen, und eine Anzahl willfahrte, indem sie weder das gefällte Urtheil noch die göttliche Rache fürchteten.[1]) Viele waren auch ungehorsam und wurden deshalb von ihren Stellen vertrieben, und so entstand zuletzt eine beklagenswürdige Verunstaltung der Kirchen. Die eine nämlich in der Meinung, sie sei von dem Urtheil des Kirchenbannes unberührt, that in der Feier der göttlichen Lobpreisungen unerschrocken und sicher den Mund auf; eine andere aber im Gegentheil mit der Annahme, sie sei von der Strafe des Kirchenbannes getroffen, hob die Orgeln auf, die dem Herrn sangen. Und diese Kirchen richteten einander gegenseitig ungünstig und hatten, was noch wunderlicher ist, wenn sie in der Abhaltung des Gottesdienstes schwiegen, bei geschlossenen Thüren keine Gemeinschaft mit einander, sondern schlossen häufig einander aus; auch wenn sie sangen, wichen sie eine die andere aus; „eine jede war," — um gleichsam nach dem Wort des Apostels zu reden — „in ihrem Sinne reich."[2]) Diese beklagenswerthe Verschiedenheit aber wurde nicht nur wegen der Verschiedenheit der Gewissen, die bald richtig bald irrthümlich dachten, sondern auch daher verursacht, daß die Rechtskundigen, die darüber befragt wurden, die Lehrsätze des Kirchenrechtes verschiedenartig auslegten.

Nachdem, wie ich gesagt habe, Ludwig aus Italien gezogen war, zeigten fast alle Lombarden und die andern Italiäner gegen ihn und auch den Papst Widerstand, weil der Herr Azzo, der Sohn des Galeazzo von Mailand, und der Can von Verona und der Graf von Montferrat sich gegenseitig wider alle Menschen verbündeten, daß sowohl jeder, was er in der Umgegend sich unterthänig machen könne, dies behalten dürfe als auch daß die andern ihm dazu verhelfen müßten. Und deshalb zog der König von Böhmen zum zweiten Mal im Namen des Papstes und Ludwigs und dem seinigen hin, um sie zu unterwerfen und zurückzubringen.[3])

---

[1]) Es ist der über den Kaiser verhängte Bann gemeint und dazu die Strafe, die Gott bestimmen werde, wann derselbe als in Gottes Namen vom Papste ausgesprochen verletzt würde. Dennoch wurde er nicht überall und von denjenigen Geistlichen, die sich daran hielten, nicht gleichmäßig beobachtet. hatte ja Johann XXII. auch unter dem Klerus gar nicht nach jeder Seite den Ruhm eines würdigen Papstes und daher in diesem Stande seine entschiedenen Gegner!

[2]) Röm. 14, 5.

[3]) Das ist ganz richtig, daß sich zuletzt alle Italiäner, von welcher Partei sie immer sein mochten, einmüthig verbanden, um gegen Ausland und Ausländer insgesammt gemeinschaftliche Sache zu machen. Und wahrhaftig, es war ihnen nicht zu verdenken, wenn darin auch manche vermeintliche Pflicht oder Ehre verletzt schien. Der Fluch, der Ludwigen auf seinem Römerzug begleitete, war, wie schon bemerkt, die maßlose, aus beständigen Erpressungen und Brandschatzungen saugende Geldsucht, welche endlich auch die besten Freunde des Kaisers erbitterte und von seiner Sache abkehrte. Unter des Kaisers Hand war um Geld jede Stelle feil, jedes Land käuflich, und was er als Oberhaupt that, machten seine deutschen Statthalter und Schultheißen als capitanei der Städte getreulich nach. Hinter des Kaisers Rücken verhandelten sie mit den italiänischen Beamten, steckten das Geld in die Tasche und suchten das Weite, ohne dem Kaiser ein Wort zu berichten oder einen Soldo einzuhändigen. Der hier genannte Azzo Visconti, der Sohn jenes Galeazzo I., kaufte mit einer großen Summe Ludwigs Feder, daß sie ihm Mailands Herrschaft verschrieb, machte hernach mit den kaiserlichen

Hierauf huldigten der Bischof von Konstanz, Eichstädt, Bamberg und recht viele andere Ludwigen und empfiengen von ihm seine königlichen Begabungen und Belehnungen, weswegen sie excommunicirt wurden und in die Ungnade des Papstes fielen. Gleicherweise wollte der Kaiser auch den Bischof
1330, August. von Straßburg gezwungen haben zum Gottesdienst und seine königlichen Begabungen anzunehmen. Dieser widersetzte sich mannhaft und verdammte eher Ludwigen und dessen Partei, als daß er sich selbst hätte verdammen lassen,[1]) so daß ihn der Kaiser nicht überwältigen konnte. Doch wurde zuletzt Friede und Vereinbarung zwischen ihnen unter der Bedingung gestiftet, daß beide in ihrem Stande verbleiben sollten.

Vom Papste Johann XXII. dieses Namens will ich mehreres nach einander erzählen, was den Lesern nicht mit Unrecht Staunen und Schrecken einflößen könnte, weil es die ganze Kirche erschüttert hat, denn er übte oder förderte oder veranlaßte solche Thaten, welche in den vergangenen Jahren und seit einem Jahrhundert nicht gehört wurden noch ferner werden, wie zu hoffen ist.

Von einem Irrsinn geleitet bemühte er sich mit Gründen und Beweisen darzuthun, daß Christus sammt seinen Jüngern eine reine Armuth nicht gehabt, sondern mit ihnen gemeinschaftlich Eigenthum gehalten und von demselben, wenn Gelegenheit oder Nothwendigkeit es erheischten, Gebrauch gemacht habe. Mit solchen und ähnlichen Worten ging er auf dem Wege der Untersuchung darauf aus, die freiwillige und vollständige Armuth Christi umzustoßen und zu entkräften.[2])

Vasallen ab und ließ ihn, den großen Herrn, geprellt seines Weges ziehen. Das Heer Ludwigs schien zuletzt von oben an bis unten wie eine gewaltige Marktbude aus lauter Mäklern und Händlern zusammengesetzt. Kaum war Ludwig aus Italien abgegangen, stellte sich Johann von Böhmen ein, der geldgierigste und ländersüchtigste von allen. Er hatte eben noch seinen jüngern Sohn, Johann Heinrich, ein eigentliches Kind, mit des Herzogs von Kärnthen ältester Tochter, mit der äußerst häßlichen Margaretha Maultasch — habe von ihrem großen Munde so geheißen — der Erbin Tyrols verlobt, und eilte dann rasch auf eine Einladung hin, deren Vollzug allerdings weder der Kaiser noch der Papst entgegenstanden, nach Oberitalien, um vor der Hand der um sich greifenden Waffenmacht des neapolitanischen Königs Robert Schranke zu setzen. Da begann das alte Spiel von neuem, die deutschen Interessen und die persönlichen Gewinnste Johanns drängten sich vor jeder italiänischen Sache voran. Was Wunder, daß den Italiänern endlich die Augen aufgiengen und alle Parteien, mochten sie guelfische oder ghibellinische Tendenzen verfolgen, erkannten, ihr gemeinsames Unheil komme von außen; wollten sie einen glücklicheren Zustand schaffen, so müßten sie sich von innen ermannen und vereint gegen außen wirken. Das geschah nun. Die Visconti von Mailand, die Scala von Verona, die Gonzaga von Mantua, die Grafen von Este im Venetianischen, und die von Montferrat im Sardinischen, sie alle traten mit dem sonst verhaßten Robert von Neapel in ein Schutz- und Trutzbündniß, um die deutschen Blutsauger zu vertreiben, und auch Johann mußte das Land räumen. Die Geschichte verdollmetscht die Räthsel ihres Buches immer selbst, in der Vergangenheit legt sie den Schlüssel zu dem ab, was in der Gegenwart wird und in der Zukunft werden soll. Der vererbte Haß, der den Italiäner gegen die Tedeschi bis auf den heutigen Tag durchdringt, ist ein natürlich entsprungener Dorn aus hundertjährigem Samen!

[1]) Nämlich durch den Papst, was der Bischof zu gewärtigen gehabt hätte, wenn er auf die Forderung des Kaisers eingegangen wäre.

[2]) Der große lange Streit, den uns der Chronist hier beschreibt, könnte uns, wie er über die Armuth Christi geführt worden, fast übertrieben und geradezu lächerlich scheinen, ist aber sowohl darin, auf welche Art er entstand als darin, zwischen wem er statthatte als darin, was er für Folge brachte, sehr beachtenswerth. Es lag im innersten Sinn des Barfüßerordens, eine christliche Lebensgestalt gegen die Weltlichkeit des Besitzes und Genusses aufzustellen, daß diese Gestalt, eben in ihm, dem Orden, verkörpert, als eine Nachfolgerin des Herrn in der nackten Armuth einherwandle. Jedem andern Orden hieß die so unbedingt geforderte Weltentsagung und Selbstentäußerung zu schwer und selbst unter den Franziskanern

Da ihm die Minderbrüder die Zustimmung nicht zeigen wollten, sondern ihm mannhaft widerstanden und behaupteten, daß seine Rede falsch und irrig sei, und die Armuth Christi in Predigten, Vorlesungen, Gesprächen als vollständig sowohl für ihn selbst als in Gemeinschaft mit andern durch die klarsten Beweise und viele unumstößliche Gründe heraushoben und hochstellten, fieng er an jenen Brüdern gram zu sein und ihnen lästig zuzusetzen und wandte zu ihrer Verfolgung nicht geringe Mühe an. Seine Gönner hingegen, die Prediger, behandelte er mit einem vorzüglichen Wohlwollen und begünstigte sie beständig durch viele Wohlthaten.

Damit er aber die Minderbrüder leichter und bequemer umböge, auf seine Seite zu treten und ihm beizustimmen, hieß er ihre allgemeinen Capitel an den ihm benachbarten Orten abhalten, damit er sie daselbst durch Drohungen und Abschreckungen in der genannten Frage zu der Behauptung seines Standpunktes umdrehen könnte. Denn er und seine Partei läugneten dort nicht wenige leichtfertige Ansichten weg und nahmen mit jenen die Armuth Christi an. Aber die zerstreuten Brüder, die da zusammengekommen waren, bestanden einmüthig wie eine marmorne Säule unbeweglich in dem Bekenntniß der heiligen Armuth, und ließen sich eben weder durch seine Schmeichelworte verführen noch durch seine Schreckbilder erschüttern. Besonders aber durch die Königin von Apulien, die Gemahlin

---

gab es eine Entzweiung, bis die strengere Partei als die ächten Minoriten allein stand und sich mit dem Troste selig pries, in der Entbehrung und Duldung die Wundenmale des Leidens dem Herrn und ihrem eigenen Ordensstifter nachtragen zu dürfen. Wenn sie nun den kleinsten Genuß wie die unschuldigste Freude als gefährliche Berührungspunkte mit der Welt von sich wiesen, so war es etwas ganz natürliches, daß sie sich zur Rechtfertigung ihres Grundsatzes auf die höchste Autorität, auf Christum selbst beriefen, und sollten sie an ihm das vollkommenste Vorbild ihres eigenen Lebens haben, so durften sie ihm auch nicht den mindesten Besitz zukommen und dadurch die gepriesene Armuth des Gottessohnes trüben lassen. Daher die zähe Festigkeit der Minderbrüder in diesem Dogma, dessen Wichtigkeit sie allen andern Dingen voransetzen und natürlich weit überschätzen. Die Dominikaner aber, die den Schwerpunkt ihres Ordens weit mehr in das Predigtamt als in die Selbstverläugnung verlegten, mußten unwillkürlich zu einem gewissen Widerspruche gereizt sein, wenn der gegenüberstehende Orden in der Armuth Christi und in der Armuth überhaupt einen so großen Lehrsatz des Glaubens und eine das Seelenheil so gewaltig bedingende Verpflichtung auskündete, und es war vorauszusehen, daß es bei der ohnehin spröden Haltung der beiden Orden gegen einander wenn je in einem Punkte gerade in diesem zu einem namhaften Bruche komme. Es war also Abwehr und Rechtfertigung ihrer selbst, daß die Dominikaner dem Heiland einigen Besitz, je nach dem dringendsten Bedürfniß und, wie sie sagten, nicht sowohl zur Verwendung für sich selbst als vielmehr für andere, zusprachen, damit auch sie nicht als abtrünnige Schafe des Hirten zum Vorschein kämen, falls sie mit einem Gut dieser Welt und in dessen Genuß getroffen würden. Aber vollends eine angestrengte Vertheidigung pro ara et foco war es von Johann XXII., daß er alle Kräfte zusammenraffte, das inbrünstig vertheidigte Dogma der Minoriten von der gänzlichen Armuth Christi darniederzuhalten. War ja doch Johann, er, der Papst und Kirchenfürst der abendländischen Christenvölker, der geübteste Staatsökonom und Geldspekulant seines und noch manches andern Jahrhunderts, er, der am päpstlichen Hofe die heillosen Kanzleitaxen einführte, der sich für seine Kasse die Annaten oder die Einkünfte von dem ersten Amtsjahr eines Bischofs ersann, der aus allen geistlichen und weltlichen Geschäften wie aus einem Meerschwamm irgend einen Brunnen oder irgend einen Tropfen Profit zu drücken wußte, er, der, als er 90 alt 1334 starb, seinen Verwandten 17 Millionen baare Goldgulden und 7 Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen hinterließ, eine nach dem Geldwerth der damaligen Zeit ungeheure Summe! Wie hätte sich im Munde eines solchen Mannes auch nur Ein Wort für die alles verläugnende Armuth Christi ausgenommen! Wie hätte er, der da der getreueste Nachfolger und geradezu der Statthalter Christi hieniden hieß, Gefahr laufen müssen, Angesichts der gesammten Christenheit mit dem eigenen Mund sich ins Gewissen zu schlagen und über Handel und Handlungen seines hohen Amtes das ungnädigste Urtheil selber zu sprechen!

des Königs Robert [1]), hatten sich die Brüder in den einzelnen Capiteln äußerst fest gezeigt, bei der so erhabenen Armuth Christi zu verharren. Denn in den ungemein nachdrücklichen Briefen, die von ihr dorthin gerichtet wurden, ermahnte sie als eine Frau, die von Gott belehrt und mit Lichtstrahlen aus der Höhe erhellt war, die genannten Brüder als Anhänger der Armuth Christi, standhaft und unerschüttert auf derselben zu bestehen. Am hl. Franziskus, dem glühendsten Anhänger der wahren und vollkommenen Armuth Christi, wie es in seiner Lebensgeschichte klar zu lesen ist, wurde sie ja durch fünf ihm von oben aufgeprägte Wundenmale wie durch Bullen und Siegel auf das sicherste bestätigt.

Als diese und ähnliche Worte der Königin abgelesen waren, wurden die Brüder von einer unermeßlichen Freude durchströmt und unaussprechlich begeistert, ihr in diesem Stück zu gehorsamen. Und, um die Wahrheit zu gestehen, wenn sie geschwankt und ihren Fall, was ferne war, zu thun den Anschein gehabt hätten, so hätten sie, durch der Königin Mahnungen, die kostbarer als Gold und Silber waren, wie durch einen Pfeiler aufgerichtet, doch Stand gehalten; weil sie eben als eine, die den Orden mit inniger und herzlicher Zuneigung liebt, dessen Sturz bestmöglich verhütete.

So wie nun der Papst sieht, daß die Brüder unüberwindlich sind und in ihrem heiligen Vorsatze unabänderlich beharren, läßt er, um seine Absicht erreichen zu können, das allgemeine unmittelbar darauf abzuhaltende Capitel bei Strafe seiner Ungnade in der Stadt Paris stattfinden, damit er sie an einem ihm unterthänigern und bequemern Orte ergreifen, die Ergriffenen gefangen setzen, die Gefangenen abwendig machen und ihre Herzen zur Uebereinstimmung mit ihm bekehren könnte. Sie, wie ich früher gesagt habe, blieben, abermals gestärkt, unbeweglich standhaft. Denn sie wurden durch den König der Franzosen [2]), der dort regierte, so sehr beschützt und behütet, daß alle wider Willen des

---

[1]) Man kann es auffallend finden, daß die Gemahlin Roberts die Sache der Minderbrüder so warm zu der ihrigen macht und dadurch in einem gewissen Schein des Papstes Gegnerin wird. Hielt doch ihr Gemahl jederzeit als ein fertiger Haudegen das blanke Schwert zu Schutz und Ehr des apostolischen Stuhles in der Hand, und konnte es ihm in dem vorliegenden Streit, betraf es auch nur eine Lehre und kein Land, immerhin nicht gleichgültig heißen, ob der Papst, der einst sogar sein Kanzler gewesen, unter den Angriffen eines so beliebten und mächtigen Ordens, wie die Minoriten damals bildeten, leiden und sein Stuhl wanken müsse oder nicht, mit dem ja auch die Interessen der neapolitanischen und im weitern Umfang der guelfischen Partei verknüpft waren. Freilich stieß Johann mit seiner Habgier und Selbstsucht auch bei dem besten Freunde an und verletzte Neapels König gewiß sobald als jeden andern, da Robert gerade an dem nämlichen Fehler, einer unbezähmten Geld- und Ehr- und Herrschsucht krank war und sich für Päpste und Papstthum eigentlich nur da auf das Feld hinauswagte, wo für ihn selber etwas zu gewinnen in Aussicht stand. Um so mehr allerdings hat ein Wort aus dem Munde, ein Brief aus der Feder der Gemahlin eines solchen Fürsten für die Armuth Christi ein etwas eigenes Ansehen; allein der lebendige Eifer der Königin mag weniger dem Dogma gegolten als eine gewisse Anhänglichkeit an den Orden zum Grunde gehabt haben, dem ihr Herz, wie Vitoduran selbst bemerkt, in besonderer Weise zugethan war. Ist aber bei ihr auf das Dogma als solches hingezielt worden, so müßte man annehmen, sie sei einer von ihrem Gemahl ganz abweichenden Denkart nachgegangen und habe mitten in ihrem Fürstenstande einen geheimen Zug gepflegt, der sie an jener geistlichen oder klösterlichen Weltentsagung hohes Wohlgefallen finden ließ, was ja wohl denkbar wäre.

[2]) Auch diese Angabe Vitodurans kann seltsam scheinen, da sie in das Verhältniß zwischen dem königlichen Hof zu Paris und dem apostolischen Stuhl zu Avignon nicht recht passen will. Wir wissen, daß schon die Wahl Johanns als eines Franzosen durch französische Gewaltthätigkeit erzwungen war und er seinem Heimatlande immer ein ergebener Diener, ja ein blindes Werkzeug verblieben ist. Dennoch läßt sich die Sache, bei hellerem Licht besehen, hier wieder erklären. Die Fürsten allerwärts erfuhren gar bald, wessen sie sich von dem neuen Papste zu versehen hätten, als er allen Völkern die

Papstes und gegen ihre eigene Hoffnung in ihre Provinzen zurückkehrten. „Es giebt ja keinen Rathschlag wider den Herrn, der die, so auf ihn hoffen, rettet.“ [1]) Als aber die Brüder in Paris zusammengekommen waren, fanden sie die ganze Stadt aufgeregt und sehr beunruhigt; des Papstes böswillige Absicht war ihr eben kund geworden und sie fürchtete, die Brüder möchten, durch den gegen sie wild wüthenden Zorn des Papstes erschüttert und erschreckt, von ihrem heiligen Vorsatze abspringen und einig mit dem Papste die Armuth Christi, die vom Ursprung der Kirche an gepriesene und durch alle Kirchen feierlich gepredigte, läugnen und so folglich der Verband des rechtmäßigen Glaubens abgebrochen werden, der auf immer unverletzt erhalten werden sollte. Da jedoch die Brüder der verschiedenen Zungen, von verschiedenen Nationen dort in zahlreicher Menge versammelt, sich erhoben, um das Wort Gottes vorzutragen, und die Rednerbühnen bestiegen, lauschte sowohl die Geistlichkeit als das Volk mit gespannten Ohren, ob die Behauptung der Armuth Christi oder deren Wegläugnung aus ihrem Munde hervortrete. Sobald aber die ganze Menge erkannte und hörte, daß sie gleichmäßig und entschieden die Armuth Christi aussprachen, wurden sie mit unsäglicher Freude erfüllt und sagten: „Gepriesen sei Gott, welcher den Glauben, außer dem kein Heil ist und von dem wir schon fürchteten, er stürze zusammen und werde bei einem seiner bedeutungsvollsten Artikel umgestoßen, nicht nur so gnädiglich erhalten, sondern auch auf das herrlichste erhöht hat, so daß derselbe, da nun der gefürchtete Zweifel glücklich verscheucht ist, fest und richtig fortdauert. Laßt uns bedenken und fleißig erwägen, welch große Gefahr über die Kirche gestürzt wäre, wenn der Glaube in dem hochheiligen Bekenntniß der Armuth Christi unterlegen wäre. Denn wenn diese Leuchte ausgelöscht und unterdrückt worden wäre, was anderes als die dichteste Finsterniß wäre zurückgeblieben!“ Hier stand,

---

Clementinen, die Verordnungen seines Vorgängers überbinden wollte, in denen mit unzweifelhafter Entschiedenheit die weltliche Gewalt in die Abhängigkeit von der geistlichen gestellt und der Papst als Stellvertreter des Kaisers erklärt ist, falls des letztern Thron in einem Zwischenreich unbesetzt sein sollte. Von dem anmaßenden Geist, der in den Clementinen über den apostolischen Stuhl weht, ließ sich Johann gern übernehmen und mischte darein noch seinen maßlosen Egoismus, so daß er sich seinem Zeitalter unter dem vorgehaltenen Kirchenschild seines göttlichen Hirtenberufes als ein hierarchischer Zwingherr in jeder Beziehung zu erkennen gab. Aus seinem Schreibpult gieng eine mahnende oder drohende oder zurechtweisende Epistel bald an diesen, bald an jenen Hof ab. Scheute er sich doch nicht, dem Könige von Frankreich, dem geliebtesten unter seinen Söhnen, in einem Briefe einen derben Verweis zu geben, daß er sich in der Kirche unanständig betrage, daß er während der heiligen Messe plaudere; er müsse sich eines bessern Verhaltens und Gehorsams befleißen, wenn er seinen, des geistlichen Vaters, und der Kirche, der himmlischen Mutter, Segen nicht verlieren wolle! Vor einem solchen Oberherrn mußte es selbst einem sogenannten Freunde bange werden und konnte auch einen König von Frankreich das Gelüst anwandeln, einer gegnerischen Seite ein paar freundliche Blicke zuzuwerfen oder sogar einen offenen Schutz zu spenden. Man übersehe nicht minder, daß der französische Herrscher gar leicht die seinem Thron sehr dienliche Berechnung machen konnte, es sei besser mit einem so mächtigen Orden sich zu befreunden als irgendwie zu verfeinden, da derselbe, während der andere Clerus durch unwürdiges Wesen sich erniedrigte, durch seine strenge Lebensweise einer hohen Achtung im Volke genoß; da er ferner die berühmtesten Lehrer der Dogmatik und des canonischen Rechtes bereits auf allen höhern Schulen und Universitäten zu seinen Mitgliedern zählte; da er endlich die Führer der Scholastik, dieser alles mit der spitzfindigsten Schärfe zersetzenden Schulmethode, in seiner wohl geschlossenen Kette sah, womit dem Orden gefährlichere Waffen als mit Schwert und Bann zu Gebote standen.

[1]) Vgl. Sprüche Salom. 21, 30 und Psalm 17, 7.

wie man glaubte, Petri Schifflein Schiffbruch zu leiden in Befürchtung, denn von den Stürmen herumgeschüttelt schien es unterzusinken und verloren zu sein; es konnte jedoch nicht, durch Gottes Gewalt erhalten! So wurde das ganze Volk erfreut, als es die wundersame und unerwartete Festigkeit im heiligen Glauben an den Bekennern des armen Gekreuzigten, den Minderbrüdern, kennen gelernt hatte. Wie sehr daher diese ärgerliche Stellung des Papstes dem katholischen Glauben Schaden und Abbruch geleistet habe, kann ein einsichtiger Mensch bemerken. Denn in allen Ländern, Gegenden, Gebieten, Winkeln, Himmelsstrichen der Gläubigen erscholl es und brachte Unzähligen Anstoß und Bedenken in dem sonst bewährtesten Glauben; solche, die vorher fest waren, sind eben zweifelnd und hinkend und taumelnd geworden.

Die Predigerbrüder, welche in der erwähnten Stellung die Partei des Papstes begünstigten, malten, was schon zu hören fromme Gemüther fliehen, zur Verachtung und zum Schimpf der Minderbrüder und demzufolge zum Aergerniß der ganzen Kirche oder ließen malen Christum mit Käftchen und Schächtelchen, wie er seine Hände in sie steckt, um Geld herauszunehmen, und malten, was für Andächtige ein Schauder zu sagen, zu sehen oder zu hören ist, an den Wänden der Klöster und wo ein häufiger Durchgang der Leute war, Christum hin am Kreuze hangend, mit der einen Hand an den Arm des Kreuzes geheftet, während er mit der andern Geld faßt und es in die an seinem Gürtel hangenden Beutel schiebt. Das alles geschah, damit denen, die es beschauten, klar würde: Christus habe Eigenthum gehalten.

Am meisten aber Feind und über die Maßen hart war der Papst gegen die Vorsteher und die Vorsitzer der Capitel und die Ordenshäupter der Minderbrüder, nämlich gegen den Ordensgeneral und seine Zugehörigen, die zu Avignon lebten.

Da er sie aber durch Drohungen, Schmeicheleien und Schreckmittel nicht zur Uebereinstimmung mit ihm bringen konnte, versuchte er Hinterlist, wie er sie fangen und durch die Schmutzgrube des Gefängnisses und durch scheußliche Strafen quälen oder, wie Einige meinen, daß er sie tödten und auf die schmerzhafteste Weise ermorden könnte. Und da er dies sofort zu thun beschlossen hatte, ergriff der Ordensgeneral, Michael[1]) mit Namen, ein Mann durchaus an Geschlecht, Wissenschaft und Ehr-

[1]) Michael von Cesena, Stadt im Kirchenstaat, noch jetzt Bischofssitz. Der Ordensgeneral führte mit dem Oberhaupt der Kirche einen heftigen Streit und zog diesen durch mancherlei Schriften hindurch, um in gesammelten Beweisstücken der ganzen Christenheit aufzudecken, unter welchem falschen Hirten sie stehe und was für ketzerische Lehren von dem Stuhl Petri in die Welt ausgehen. Doch drehen sich alle Streitschriften und alle in den Schriften vorgebrachten Streitfragen um den Einen Angelpunkt, ob Christus und die Jünger Eigenthum besessen hätten oder nicht. Der Papst legte alle Stellen der hl. Schrift zu Gunsten seiner Ansicht aus und Michael zog ihn eben deshalb vor den Richterstuhl der Kirche, machte ihm den Vorwurf, daß er die Schrift verfälsche, und gab ihm Schuld, er schmälere die Hoheit und das Verdienst des Gottessohnes. Von diesem Bibelfälscher, schrieb Michael, werde behauptet, Christus habe schon von der Empfängniß an als erkorener König der Welt die Herrschaft über alle zeitlichen Dinge von Gott bekommen; Christus habe in keinem Worte aller seiner Evangelien den Aposteln und deren Schülern befohlen, sie müßten einen irdischen Besitz aufgeben; die Apostel hätten ihr Eigenthum im jüdischen Lande nicht der Vorschrift Christi wegen, sondern deshalb verlassen, weil sie voraussahen,

barkeit der Sitten ausgezeichnet, mit Bonagratia [1]), dem erfahrensten Rechtskundigen, und andern Brüdern, höchst geistreichen Gottesgelehrten auf freundschaftliche Mahnung die Flucht und wurde mit vielen ihm vom König Frankreichs beigeordneten Reisigen über Meer in hurtiger Fahrt an ganz sichere und von des Papstes verwegener und unvernünftiger Gewalt weit entfernte Orte gebracht. Sie forderten zuletzt den oftgenannten Ludwig zum Schutz auf und suchten bei ihm Zuflucht und wurden unter dem Schatten seiner Flügel lange Zeit vor dem Angesicht des Feindes beschirmt und in allen Bedürfnissen des Lebens säuberlich versorgt. Sobald der Papst ihre Flucht merkte, schleuderte er den Kirchenbann jeglicher Art gegen sie und erpreßte von den Brüdern die Ausstoßung derselben aus ihrem Orden. Obwohl sie edle und ganz lobenswerthe Glieder des Ordens gewesen waren, schnitten die Brüder, freilich im tiefen Schmerz, mit einer grausamen Wehmuth des Herzens, um des Papstes Gunst zu gewinnen und die übertriebene Heftigkeit seines Unwillens zu mäßigen, weil er gegen sie seinen ganzen Ingrimm entzündet hatte, sie doch als welke oder faulige Glieder vom Orden ab. Hierüber bin ich in hohem Grade bestürzt worden, weil Ruhm und große Zier durch sie unser Orden erhielt, weil sie darin wie ein hellfunkelnder Stern schimmerten und in der Welt wie ein Stern mitten im Nebel und sogar wie ein neues Gestirn, ja wie die Sonne ganz lichtvoll strahlten.

---

sie müßten zu den Heiden übergehen; ja bis auf das alte Testament, klagte Michael, greife die Lügenzunge des Papstes zurück und lege diejenigen Stellen der Propheten, die von einem geistigen und ewigen Reiche Christi handeln, von einem zeitlichen und weltlichen aus, in welchem der Herr auch selbst irdische Güter, irdische Gewalten besitzen und genießen werde. — Der Streit, in welchem es auch der Papst nicht an Gegenschriften ermangeln ließ, wurde beiderseits mit leidenschaftlicher Bitterkeit geführt und man konnte fast von Tag zu Tag die eilenden Schritte oder steigenden Grade zählen, in denen er wie eine im Lauf wachsende Welle durch allerlei Classen griff und von unten bis hinauf an den Kaiserthron anschlug. Der Kaiser hieß die Waffen, welche die Minoriten in den Streit trugen, von ganzem Herzen willkommen; er konnte sie als Schutzwehr trefflich gebrauchen, um die Todespfeile des über ihn selbst geschleuderten Bannfluches abzustumpfen oder vielmehr auf den Feind zurückzuschicken. Er versäumte es wahrlich auch nicht. Denn in eigenen Urkunden, mit kaiserlichem Namen gefertigt, fiel er über die Ketzereien des ungläubigen Papstes her und wies ihn, der immer bei andern die Flecken zu einer Verdammniß zusammenrechne, in triftiger Manier dazu an, erst einmal sich selbst von besudelnden Fehlern zu säubern. Auf diese Seite, wo die unbedingteste Armuth Christi und der Apostel verfochten wurde, stellten sich ferner alle Spiritualen, Fratrecelli, Begharden, auch wenn sie nur als Tertiarier dem Orden beigezählt waren, so wie denn auch der weitaus größte Theil des Volkes. Dawider erhoben sich wie eine Heeresmacht um den apostolischen Stuhl geschaart die Dominikaner, die noch die besondere Gewalt in den Händen hatten, daß sie das Richteramt der gefürchteten Inquisition versahen. Sie benützten ihrerseits ebenfalls alles, Kanzel und Beichtstuhl, Bann und Interdikt über den Kaiser, um ihn als Feind der Kirche in Verachtung zu bringen und wo möglich vom Throne zu stoßen. Sie waren immer im Eifer zu treffen, an den mit dem Banne belegten Orten die Leute in Angst um ihr Seelenheil zu versetzen und den Gottesdienst aufzuheben oder, wenn er von andern vorgenommen werden wollte, zu unterdrücken. Aber oft wurden sie des Amtes Pflicht zu vollbringen vom Volke gezwungen, das ihnen vereinzelt und schaarenweise drohte, ihnen ihre Klöster oder Kirchen in Brand zu stecken.

[1]) Er war ein italiänischer Franziskaner, im Orden sehr angesehen, in der Rechtsgelehrsamkeit gründlich bewandert. Bei den Zeitgenossen führte er darum den bezeichnenden Namen almarium (= armarium) seu scrinium quasi totius juris. Von dem Kaiser aufgenommen leistete er ihm später, wie überhaupt die Minoriten, die Johann zu seinem größten Schaden von sich gestoßen, die wichtigsten Dienste und verfaßte ihm unter andern jenes lateinische Manifest, das als eine bedeutende Gegenschrift gegen die Clementinen galt. Mit überlegter und überlegener Sprache ist darin der umgekehrte Standpunkt als der richtige dargethan, daß die weltliche Gewalt nicht aus der geistlichen komme noch unter ihr stehe, sondern selbstständig walte und in unabhängigen Rechten regieren dürfe. Von dieser allgemeinen Frage lenkte Bonagratia über auf das besondere persönliche Verhältniß zwischen Ludwig und Johann und stellte es vor der Welt ins Licht, daß die muthwilligen Prozesse, die von Avignon aus gegen den Kaiser betrieben wurden, alles Grundes und Rechtes entbehrten.

In dieser Verwirrung eilte ein Provinziale der Brüder in Oberdeutschland, der Bruder Heinrich von Thalheim [1]), ein ausgezeichneter Lehrer der Gottesgelehrtheit, sammt einem mit ihm vertrauten Lesmeister zum Kaiser. Er wurde von ihm ehrenvoll aufgenommen und zu seinem Canzler bestellt, führte zuletzt aber, von selbigem Amte entlassen, glänzend und reich durch den Kaiser versorgt, in Augsburg, einer vorzüglichen Stadt Schwabens, ein ruhiges, von allem Lärm weltlicher Geschäfte geschiedenes Leben. Sein Genosse hingegen erlangte vom Kaiser und von dem durch diesen gewählten Papst das Bisthum Vercelli [2]). So lange er in demselben waltete, setzte er sehr viele Priester und andere Geistliche ein. Er verzichtete zuletzt, von Reue bewogen, auf das Bisthum und suchte das Joch des Herrn, das er mit dem Austritt aus dem Orden von sich geschüttelt, wieder und unter dem Versprechen, er wolle die seinen Fehltritten entsprechende Strafe der Besserung bestehen, erlangte er sogleich die Aufnahme in den Orden. Der Lehrer Heinrich handelte nach ihm ähnlich und kehrte zum Orden zurück. Aber Bonagratia bezahlte außer demselben die Schuld der menschlichen Natur [3]).

Unter so bewandten Umständen nannten der Papst und der Kaiser einander gegenseitig Ketzer und jeder von ihnen hob die Fehltritte des andern gegen ihn heraus und führte sie vor. Damals
1329. 20 April 1330, 27. Jan. auch appellirte der Kaiser durch den Bruder Bonagratia, der zu jener Zeit noch lebte, den weitaus größten Rechtskundigen, der bei ihm, wie ich gesagt, mit dem Ordensgeneral Michael in Baiern sich aufhielt, von dem Papste an den künftigen Papst oder an ein Concil. Der Papst aber excommunicirte ihn mit allen einzelnen Personen, die ihm Rath, Hülfe oder Gefälligkeit leisteten. Außerdem belegte er mit dem Banne die Länder der einzelnen Personen, von welcher Lebenslage, Zustand, außerordentlichen Bedeutung diese sein mochten, die ihre Lehen von ihm annahmen oder ihm einen Eid ablegten oder einem andern in seinem Namen, und ihm Rath, Hülfe oder Gefälligkeit erwiesen. Auch die Universitäten, die ihm Aehnliches thaten, belegte er mit dem Banne. Dieser Kirchenbann dauerte gemeiniglich etwa 9 Jahre. Als sich daher so lange die unheilvolle Aufhebung der Orgeln hinauszog, kamen sehr viele Uebelstände hervor, welche im 6ten Buche der Decretalen die Decretale «Alma mater» beginnend berührt, nämlich Gottlosigkeiten der Menschen, ein Aufwuchern der Secten, ein bemerkens- und beweinenswerthes Erlöschen des Glaubens.

---

[1]) Ein schwäbischer Franziskaner, ebenfalls gewandt und gelehrt. Als Provinziale, als Vorsteher der im Umkreise einer Provinz oder eines Bezirkes vertheilten Ordensglieder und Ordensinstitute nahm er schon einen bedeutenden Rang ein. Aber nicht minder stand er in des Kaisers Gunsten, der an ihm hinwieder eine vorzügliche Stütze hatte, um den großen Streit zu seinem Vortheil ans Ziel zu drängen und das Recht des weltlichen Regiments in seiner eignen Begründung und Behauptung gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles namentlich unter Johann aufrecht zu erhalten.

[2]) Im Königreich Sardinien, an der Sesia.

[3]) Mit andern Worten: Bonagratia starb außer dem Orden. Wahrscheinlich durch die Art und Weise, wie er ausgestoßen worden, zu tief verletzt als daß er wieder den andern gleich die Aufnahme in den Orden wie eine Begnadigung nachgesucht hätte.

Als in dieser Zeit ein tüchtiger Lesmeister vom Orden der Minderbrüder, Wilhelm geheißen[1]), zu Paris offen vor der Geistlichkeit und dem Volke die Armuth Christi auskündete und vertheidigte, wurde er von den Predigerbrüdern bei dem Papst Johann, welcher die Armuth Christi, wie ich oben erörtert habe, umzustoßen sich bemühte, angeklagt. Derselbe ließ ihn sogleich unter strenger Haft ins Gefängniß sperren, damit er von der Sache abstünde und mit ihm in der Abläugnung der Armuth Christi einig gienge. Jener aber, durch Drohungen, Abschreckungen und Peinigungen durchaus nicht gebrochen noch durch Schmeicheleien und Versprechungen verführt, blieb die 17 Wochen, durch die er in jener Haft gehalten ward, standhaft und unentweglich; denn er wollte lieber in dem Bekenntniß der Armuth Christi durch allerlei Strafen sich züchtigen lassen als in der Abläugnung derselben mit unterschiedlichen Wohlthaten begünstigt und gehätschelt werden. Mit vielen in seiner Gefangenschaft gehaltenen Gesprächen und Streitigkeiten, welche auf die Partei und Stellung des Papstes eingiengen, wurde er angegriffen und angefochten, in denen er tüchtig wie ein tapferer Ringer im Zweikampf und wie ein Löwe, der bei Keines Andrang zagt, sich vertheidigte, die Beweise und Gründe seiner Gegner, die mit ihm nicht übereinstimmend und den seinigen entgegengesetzt waren, mit den klarsten Beweisen in der Schrift und mit den scharfsinnigsten und sichersten Gründen niederschlug und heller als das Licht widerlegte. Da er also der Geistlichkeit, die ihm zahlreich entgegentrat, genügend Stand hielt und unbesiegbar in der Behauptung der Armuth Christi bestand, wird er aus seiner leichtfertigen Haft entrissen und in Freiheit gesetzt. Wegen seiner rühmlichen Standhaftigkeit faßte eine mächtige und reiche Frau eine nicht geringe Zuneigung zu ihm und schenkte ihm wie man sagt 70 Gulden.

---

[2]) Es ist Wilhelm Occam, sobenannt von seinem Geburtsort, dem Dorfe Occam in der englischen Grafschaft Surrey. Er war ein Schüler des berühmten Franziskaners Duns Scotus, wich aber nachher von ihm völlig ab und weckte den bereits eingeschlummerten Streit der Nominalisten oder jetzt Occamisten und der Realisten oder Scotisten wieder auf. In demselben wurden unter andern Dingen Fragen verhandelt wie die: wie weit die menschliche Freiheit gehe gegenüber der göttlichen Allmacht; in wiefern uns das Verdienst Christi die Rechtfertigung vor Gott bringe; ob die Maria von der Erbsünde im allgemeinen oder nur im Moment der Empfängniß Christi frei gewesen sei u. s. w. Wilhelm Occam war ein gelehrter Denker und durchfurchte mit seinen tiefgreifenden Fragen das Erdreich theologischer und philosophischer Wissenschaft, wie er denn auch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts Lehrer der beiden Fächer in Paris war. Hunderte um seinen Lehrstuhl herum fesselte er nicht nur an seinen Mund, sondern regte sie, wie es bei solchen außerordentlich schauenden schaffenden Geistern zu geschehen pflegt, mit neuen Ideen gewaltig zu eigenem Suchen und Forschen an. Er hieß darum bei seinen Schülern doctor singularis, einziger Lehrer seiner Art, und weil er die bereits erstorbene Partei und Richtung der Nominalisten wieder ins Leben zurückgerufen, venerabilis inceptor, ehrwürdiger Anfänger oder Stifter. Ein Kämpfer für die freie Stellung und Entwicklung der Menschen im Glauben wie im Wissen zauderte er nicht, sich mit der festgepanzerten Rüstung seiner Gelehrsamkeit und Sprachgewandtheit in den Krieg zu stellen, so oft der Streit zwischen Curie und Krone zu Worten kam und es sich darum handelte, die Selbstständigkeit des Königthums und Bürgerthums gegen die launigen Ein- und Uebergriffe des Papstthums oder eigentlich einzelner Päpste zu vertheidigen. So zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und Bonifacius VIII., hier zwischen Ludwig dem Baier und Johann XXII. Und als er deshalb von dem Papste mit dem Banne belegt wurde — Vitoduran giebt sogar eine vollständige Gefängnißhaft an — flüchtete er sich zu dem ebenfalls excommunicirten Kaiser nach München, habe ihm die Hand zum Gruße gestreckt und ihn so angeredet: „Vertheidige du mich mit dem Schwert, und ich will dich mit dem Worte vertheidigen!“ In der vielverhandelten Streitfrage über die Armuth Christi stand er, wie die Chronik ihn mit Ehren anmeldet, in der Vorderreihe der strengen Minoriten, zog dabei auf die persönlichen Schwächen Johanns, seine Habgier und Gewinnsucht los, überführte den Papst in den offensten Angriffen noch vieler andern Irrthümer und hieb in den Apostelmantel seiner Heiligkeit manchen weiten Riß.

Zudem befahl, wie damals das Gerücht allgemein umgieng, derselbe Papst, daß ein ihm der Vergiftung verdächtiger Bischof wegen eines mißfälligen Traumes, den er über ihn gehabt, ergriffen und in verschiedenen Martern verzehrt werde. Er sei von allem unschuldig und auch von diesem Verbrechen frei gewesen. O was für einen Nachfolger hat der selige Petrus auf dem Stuhle des höchsten Kirchenamtes in demjenigen gehabt, welcher die Pflicht der Menschlichkeit und Frömmigkeit und des Hirten vergessend ein tyrannisches Leben einschlug, indem er wegen der leichtfertigen und abergläubigen Vermuthung über einen Traum einen so ehrwürdigen Vorsteher mit den scheußlichsten Strafen umbrachte! Wie hätte Petrus je geglaubt, daß seines Stuhles und der Kirche Zustand so ungeheuerlich in den letzten Zeiten von der Regel der Gerechtigkeit abgekehrt werden sollte! Auf dem Stuhle der Väter war Der nicht zu loben, weil es scheint, er habe auf dem Stuhle der Pest gesessen!

Ferner hatte sich, als derselbe Papst der Kirche vorstand, der Bischof von Trier, weiland Bruder des Kaisers Heinrich, damals aber Oheim des Königs von Böhmen [1]), drei Bisthümer, nämlich das von Trier, von Mainz und von Speier zugeeignet, ja einige an sich gerissen, da er sie thatsächlich unter keinem Rechtstitel in Besitz bekam. Und er wollte, was noch bedeutsamer ist, nach der Weise Pharaos sie nicht fahren lassen, so sehr auch der Papst als Herr ihn bat sie aufzugeben, von der Habsucht Seuche zu sehr angesteckt und wie ein Demant hartnäckig und von Grund aus verhärtet. Daher achtete er verschiedene gegen ihn geschleuderte Erlasse des Oberhauptes durchaus nichts und befahl, es solle mit der größten Sorgfalt vorgebogen werden, daß dieselben nicht in jene Gebiete [2]) geschickt oder dort irgendwie aufgenommen würden. Als aber der Papst mittlerweile einen Erzbischof auf den mainzischen Stuhl setzte, damit er jener ehrwürdigen Kirche sorgfältig und heilsam wie ein gewissenhafter Vater für einen Hirten sorge, und die Bürger von Mainz ihn würdevoll aufgenommen, ihn auch als ihren wahren Vorgesetzten mit gehörigen Ehren behandelt hatten, erboste und entflammte der Bischof von Trier in übermäßiger Wuth, da er dies hörte, und verfolgte die Stadt Mainz arg und feindlich [3]). Die Stadt aber stand für den ihr von Christi Statthalter bestellten Bischof ein und

---

[1]) Balduin, Erzbischof von Trier, war der Bruder Kaiser Heinrichs VII., und da dessen Sohn Johann König von Böhmen wurde, somit auch des letztern Oheim. Der Kaiser hatte nämlich Johann auf Bitten der böhmischen Großen und auf Zureden des Erzbischofs Peter Aichspalter von Mainz mit der Erbin Böhmens, Elisabeth, vermählt. Es war ein unbedacht angelegtes Mißverhältniß, indem Johann damals erst 14, Elisabeth dagegen 19 Jahre zählte. Daraus ergab sich dann der Uebelstand, daß sie die ersten Jahre ihrer Ehe hindurch den Knaben ganz unter ihre Gewalt bekam und ihn mit ihrer zweideutigen Aufführung oft hintergieng.

[2]) Nämlich der drei Bisthümer.

[3]) Die Sache verhielt sich im Grunde folgender Weise. In dem unheilvollen Zerwürfniß mit Ludwig ließ der Papst keine Gelegenheit vorüber, gegen seinen Feind des Zornes tödtlichen Stachel von jeder Seite zu kehren. Er suchte nach allen Mitteln, die Macht des Kaisers zu untergraben und ihm förmlich das Reichsscepter aus der Hand zu reißen. So erklärte er ihn im „fünften Proceß" 1327 aller kaiserlichen und geistlichen Lehen und sogar der baierischen Herzogthümer verlustig, forderte ganz Deutschland auf, sich gegen diesen Ketzer zu erheben und brachte endlich die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln dahin, eine neue Königswahl vorzunehmen. Aber das angezettelte Gewebe der List und Leidenschaft gieng so übel aus einander als es gesponnen worden. Jener Erzbischof und Kurfürst Balduin von Trier und dessen Neffe, König Johann

schritt gegen den gedachten Priester in entgegengehaltenem Ingrimm vor und so wurde zwischen ihnen ein verderblicher Krieg aufgeweckt, dessentwegen viele Brandstiftungen, Menschenmorde, Räubereien erfolgten und infolge davon das Land ringsum verwüstet wurde. Nachdem sie nun viele Tage lang einer den andern geschädigt hatten, der Bischof jedoch größere Schädigungen zuzufügen vermochte, wurde unter ihnen der Friede hergestellt und der Krieg, der vom Teufel als dem Pflanzer der Zwistigkeiten ausgesäet war, glücklich gestillt. Nach Verfluß von nicht langer Zeit hierauf verzichtete der Bischof von Trier, von oben getrieben und von einem vernünftigen Rathe geleitet, freiwillig auf das Bisthum 1336, 12. Nov.
Mainz sammt dem von Speier und machte, mit dem seinigen befriedigt, zwei andern geeigneten Männern Platz.

Ferner als derselbe Papst der Kirche Gottes noch vorstand und Verfolgungen und Beschwerungen vom Kaiser Ludwig und seiner Partei her in der Lombardei befürchtete, setzte er gegen seine und der Kirche Feinde unmittelbar hinter das Vater Unser den Psalm: „Ich freue mich an diesen" [1]) u. s. w. mit passenden und der Messe angemessenen Versen und Schlußgebeten und befahl, daß sie in der Kirche täglich genau mit Kniebeugung gebetet würden. Das beobachteten die Minderbrüder mehrere Jahre hindurch im ganzen Orden fleißig, während viele Geistliche sich dawider sträubten und es zu thun verweigerten.

(Hier folgt wieder fast wörtlich die obige Erzählung von dem Brande zu Winterthur, die wir diesmal weglassen.)

Als kurz vor dieser Zeit ein Minderbruder, mit Tugenden und Wissenschaft geschmückt, in einer Nacht im Convent zu Bern in seiner Zelle dem Studium wachsam oblag, während die andern Brüder an ihren Orten schliefen, hörte er ein Geräusch und einen Schall wie von gemeinsam betenden Brüdern, der gegen den Obstgarten der Brüder gerichtet war. Indem er strebte, denselben zu erkennen, woher er komme oder über die Sache in Verwunderung, streckte er seinen Kopf hin, und als er ihn zum Fenster, das auf den Garten gieng, hinaushielt, um den wahren Sachverhalt zu erforschen, sah er gleichsam eine große Menge Brüder, in welcher je zwei und zwei zusammen, wie es in Processionen zu geschehen pflegt, einherschritten. Und als sie in die Mitte des Gartenrasens kamen, trennten sie sich mit verbeugten Häuptern anständig von einander und jeder der beiden, die gleichmäßig und zusammengegangen, wich auf die ihm anstoßende Seite weg, sei es auf die rechte oder die linke, und

von Böhmen, widersetzten sich dem eigenmächtigen Treiben der rheinischen Kirchenhirten und die mainzer Bürger mußten es allerdings, worin unsere Chronik Recht hat, schwer büßen, daß sich ihr Erzbischof von des Papstes Unglücksstimme hatte verlocken lassen. Es gieng nicht lange, so machte der Tod des Erzbischofs das Bisthum Mainz ledig, und rasch war der Papst wieder bei der Hand, ohne alle Berechtigung den Bruder des ihm ergebenen Erzbischofs von Köln, Heinrich von Virneburg, auf den erledigten Bischofssitz zu heben. Allein das mainzer Domkapitel ließ sich, je zudringlicher der Papst that, um so weniger Augen und Hände binden, erklärte die päpstliche Verfügung für ungültig und stellte das Bisthum unter die Leitung Balduins von Trier. Ein Jahr darauf riefen denselben auch die Bisthümer Speier und Worms um Beistand gegen päpstliche Gewaltthätigkeiten an, Balduin nahm diese zwei ebenfalls in Besitz und stand nun, sonst schon ein Mann voll Kraft und Muth, mit einer gewichtigern Macht da als Papst und Kaiser besaßen.

[1]) Es ist der schöne Psalm 122.

bildete mit andern, die es ebenso machten, eine Reihe auf die Art der Brüder, die in Capiteln oder Processionen so thun. Und nachdem sie in Wechselgebeten eine ziemlich lange Zeit einander gegenübergestanden, verbanden sie sich wieder und richteten ihren Schritt zu dem Durchgang, den sie vorher durchwandelt hatten. Und als sie wieder ins Haus getreten waren, stiegen sie mit Gepolter sofort in das obere Stockwerk, schlugen in dem Zellenhause, als sie zu demselben gekommen waren, unausstehlich an die Zellen sehr vieler Brüder, die drin lagen. Dann giengen sie ins Schlafgemach und stießen auf die Betten einiger gleicherweise Brüder, die dort ruhten, unverschämt los. Als sie aber vom Zellenhause zu den Schlafgemächern übergiengen, fürchtete der genannte Bruder, beim Licht in seiner Zelle sitzend, voll banger Erwartung, aus ungemeiner Zaghaftigkeit zitternd und seufzend, ihre schreckliche Ankunft und ihren entsetzlichen Anfall. An ihm giengen sie jedoch wider seine Erwartung vorüber und fügten ihm und seiner Zelle keinerlei Beschwerde und Belästigung zu. So viele Zellen oder Betten sie aber auf ihrem Gange der Reihe nach berührt hatten, deren Brüder starben bald darauf nach der nämlichen Reihe.

Um diese Zeit wurde ein Beamter von Basel, ein sehr gut gestellter Mann, von Bürgern, benannt „die von Sole", einer Unbilde halber umgebracht, die er ihnen und den ihnen zärtlichst geliebten Minderbrüdern auf verächtliche Weise zugefügt hatte.

Ebenso um jene Zeit wird ein namhafter Geistlicher vom Papste nach Basel abgeordnet, um daselbst einige leichtfertige Verfügungen kund zu machen. Dieser wird sogleich vom Münsterhofe des Domstiftes [1]), genannt Burg, einem überragenden und sehr erhöhten Platze, in den dort vorbei fließenden Rhein gestürzt. Obgleich er von oben hinuntergeworfen worden, daß er wahrscheinlicher Weise hätte sterben können, war er doch nicht gestorben, noch auch so sehr zerschlagen noch zerquetscht, daß er sich nicht sogleich in den Rhein hätte tauchen können, um durch Schwimmen dem Tod zu entgehen. Das hätte er auch gethan, wenn seine Verfolger, die ihn schwimmen sahen, nicht in Booten schnell auf ihn losgefahren wären. Sobald sie ihn erwischt hatten, tödteten sie ihn.

Von dem Papste Johann knüpfe ich eine abscheuliche That, den Gläubigen auf ewig hassenswerth, an das Vorhergehende. So oft ich dies überdenke und im Sinne erwäge, glaube ich eher weinen als etwas sagen zu müssen; denn Furcht und Zittern und Schauer erschüttern mich gewissermaßen und Finsterniß bedeckt mich. Den deutschen Kreuzfahrern nämlich, welche wie man sagt in entlegenen Fernen der Christenheit eine ausgebreitete Herrschaft üben und die fürchterliche Wuth der sie umgrenzenden Heiden bezwingen und zügeln, damit diese durch ihre verderblichen Einfälle und Ueberfälle den Ländern der Gläubigen, wie weit sie auch dringen, nicht schaden können, gab der Herr Papst auf das strengste

---

[1]) Der Text schreibt: summa canonia, und dies ist das Domstift Basels, nämlich unter allen andern Stiften als das höchste bezeichnet und zwar dem Range wie der Lage nach. Auf dem Münsterhof, curia monasterii, war zu Basel der Gerichtsplatz.

in Auftrag, daß sie dieselben durch ihr Land freien Durchgang haben lassen sollten, damit sie zur Rächung und Schädigung des Kaisers das Land seines Sohnes, Brandenburg genannt, zu zerstören Zutritt haben könnten [1]. Sie fürchteten sich dem päpstlichen Befehl zu widerstreben und gewährten ungern, so zu sagen mit der bittersten Wehklage, den Heiden den Durchgang nach deren Belieben. (Einige sagen, der Papst habe dies dem Könige von Krakau aufgetragen und weil dieser ihm hierin gehorchte, machte er ihn zum König, der vorher nur einer der Herzoge von Polen war.) Sie kamen in das genannte Land und begiengen die unmenschlichsten unerhörtesten Verbrechen. Denn bewaffnet überfielen sie in unglaublicher Masse unverhofft das erwähnte Land, verwüsteten es in thierischer Lust auf ungezähmte und rohe Weise, und auch das genügte ihnen noch nicht. Ja auch die Frauen schändeten sie wie auf der Jagd in verruchter Gier, schnitten ihnen auch die Brüste ab, zerstörten die Kirchen, zertrümmerten die Altäre und nahmen, was abscheulich zu sagen ist, den Leib Christi, der in Kästchen über den Altären verwahrt war, heraus und steckten ihn an ihre Lanzen und lästerten und sagten: „Sehet da den Gott der Christen, der sich durchaus nicht zu wehren vermag!" Das übergieng Gott. Wenn er sie aber mit einer grausamen Strafe geschlagen hätte, so hätte er vielleicht sie und ihre Nachkommen bekehrt und hätte nach meinem Urtheil der seligmachenden Lehre und Glauben nicht wenig genützt. Warum er es aber nicht gethan hat, ist ihm allein bekannt, der in seinen Wegen unerforschlich ist. Ich will hier wieder Schweigen meinem Mund auflegen und ein umschließend Schloß meinen Lippen, damit ich mir nicht herausnehme, verwegen und unbedacht die geheimen Gerichte Gottes zu durchgrübeln, der durch den Propheten Jesaja sagt: „Mir gehört mein Geheimniß [2]." Auf das Nämliche kann ich das Wort des Philosophen [3]) anwenden, der in der Metaphysik sagt:

---

[1]) Der Sohn des Kaisers, auch geheißen Ludwig, hatte Brandenburg inne und der Papst konnte den Herzog Ladislaus von Polen, der den Beinamen Loktiek, d. h. der Ellenlange, führte, dazu bewegen, in Verbindung mit den heidnischen Litthauern einen Einfall in Brandenburg zu machen. Der polnische Fürst gehorchte dem päpstlichen Wort und Wink um so bereitwilliger als ihm von Avignon her in Aussicht gestellt wurde, noch einer besondern Gnade des hl. Vaters theilhaft zu werden, und diese bestand, wie Vitoduran in Parenthese bemerkt, wirklich darin, daß ihm Johann die Befugniß ertheilte, von nun an den Titel eines Königs von Polen zu führen. Aber es war nicht Sitte des päpstlichen Hofes, namentlich nicht auf französischem Boden und unter Johann XXII., solche Gnaden unentgeldlich auszutheilen. Mit dem hübschen Pergament des Königstitels bekam Ladislaus nebenbei die Anzeige, der hl. Vater habe verordnet, daß von nun an alle Polen an den apostolischen Stuhl eine regelmäßige Abgabe als Peterspfennig zu entrichten hätten. Der gleiche Anlaß wurde benutzt, auch den sogenannten deutschen Orden — Vitodurans „deutsche Kreuzfahrer" — in die nämliche Steuer zu verfällen, und der Orden mußte sie entrichten, so sehr er sich aus allen Kräften dawider erklärt und gesperrt hatte.

[2]) Es ist die Stelle Jes. 24, 16. Allein in vollständigem Mißverständniß des biblischen Urtextes übersetzt die Vulgata: secretum mihi statt pernicies mihi. Und auch die deutsche Bibel verfehlt es, wenn sie dafür giebt: „O meine Dürre!" anstatt: Verderben mir! In dieser letzten Fassung kann freilich dann der Vers dem Sinne Vitodurans nicht mehr dienen.

[3]) Der Philosoph ist Aristoteles. Er war 384 v. Ch. zu Stagira an der Grenze zwischen Makedonien und Thrakien geboren, zwanzig Jahre lang ein Schüler Platons bis zu dessen Tode in Athen, von diesem seinem Lehrer mächtig angeregt, aber doch in der selbstständigen Bahn eigener erhabenen Forschung, einer der größten Denker aller Zeiten, der den ungeheuren Stoff alles Wissens seinem riesigen Geist unterbreitete und aus demselben ein auf scharf gedachten Grund- und Denkgesetzen beruhendes Weltgebäude aufrichtete. Er war der Lehrer Alexanders des Großen gewesen, wandte sich jedoch,

„Unsere Einsicht verhält sich zum Offenkundigsten in der Natur wie das Auge der Nachteule zum Licht; je mehr wir daher die Augen der endlichen Einsicht erheben, um das unendliche und unnahbare Licht zu durchforschen, desto mehr werden sie durch die unermeßliche Strahlenwerfung desselben geblendet!" Wie nämlich der Philosoph auch im Buche der Physik sagt: „Das Endliche steht in keinem Verhältniß zum Unendlichen."

---

als die kühne Thatenlust den jungen Helden in Asiens entlegene Reiche trieb, nach Athen und stiftete hier in dem Gymnasium oder öffentlichen Ringplatz Lykeion — woher unser Lyceum — eine eigene Schule, die von den dortigen Schattengängen, Peripaten, in denen Aristoteles herumgehend lehrte, den Namen peripatetische Schule erhielt. Sie beide, Platon und Aristoteles, sind zwei Sonnen, die am Himmel der griechischen Philosophie aufstiegen und ihre alles bewältigenden Strahlen nicht nur an dem Horizont des hellenischen Alterthums verbreiteten, sondern sie über denselben weit hinaus bis in die Hallen der christlichen Kirche und Schule warfen. Es ist Thatsache, daß beide in den Lehr- und Lebenskreisen der christlichen Welt eine hohe Autorität wurden, daß sie als heidnische Weisheitslehrer ihren Platz neben den christlichen Kirchenlehrern behaupteten. Schon die erste Kirche konnte der Wahrheit in dem geist- und bildungsreichen Volke der Griechen die Anerkennung nicht versagen. Damit war aber zugegeben, daß eine Wahrheit auch an die Heiden gekommen sei, und da die Heiden immerhin doch außerhalb derjenigen Mittheilung Gottes standen, die man die Offenbarung im eigentlichen Sinne nannte, so war davon der andere Gedanke unablöslich, es gebe auch einen neben der Offenbarung hinlaufenden Weg, auf dem die Menschen die Erkenntniß des Wahren empfangen. Um nun die Offenbarung doch als die nur eine und einzige zu fassen und sie als die ausschließliche Urquelle aller richtigen Anschauungsweisen von jeder andern abzusondern, half sich die Kirche mit der Erklärung, das Wahre, das die Griechen besaßen, sei durch abtrünnige Engel aus dem gleichsam jenseits liegenden Schatze der Offenbarung an sie verrathen und somit gestohlen worden. Welche wenn auch verdeckte Anerkennung der großen Resultate, die der suchende Geist, des eigenen Weges wandelnd, ans Licht gefördert hat! Noch lange zog Platon als der „göttliche" Platon durch die Reihe der Kirchenväter; aber ein noch höherer Rang wurde in der Kirche dem Aristoteles eingeräumt, nicht etwa als ob der Inhalt der aristotelischen Philosophie dem christlichen Dogma näher getreten wäre als jener der platonischen. Es kam vielmehr von einem minder bedeutenden Umstande her, nämlich ebensowohl von dem äußern Schicksal als von der äußern Form der aristotelischen Schriften. Es ist bekannt, daß das Vermächtniß dieser Schriften eine geraume Zeit unter den Händen der Araber verwaltet wurde, die damals christliches Land so verschiedenartig beherrschten und christliches Leben mit wissenschaftlichen, künstlerischen, mechanischen Elementen so vielseitig durchdrangen. Von ihnen nun wurde Aristoteles, der recht eigentlich der Philosoph der Araber geworden, mit dem ganzen Gewicht des höchsten Ansehens zu den Christen übergetragen, namentlich in der wieder aufgefundenen lateinischen Uebersetzung seiner dialektischen Schriften, und eben aus dieser Uebersetzung sind die beiden tiefsinnigen Stellen unserer Chronik genommen. Gerade in diesen dialektischen Schriften, Metaphysik, Physik, Ethik, wo sich Aristoteles als Meister in der schärfsten Begriffserörterung darthut, war es andererseits die Form, die es erringen konnte, eine Vorschrift wenn nicht vollauf für die Kirche doch für die Wissenschaft in der Kirche zu werden, um alle kirchlichen Fragen oder theologischen Materien auf schulgerechte Weise, scholastisch, in der klar ordnenden, Begriff aus Begriff erklärenden Methode des Aristoteles zu behandeln und so ihre Wahrheit mit mathematischer Evidenz zu erweisen. Hieraus hatte sich dann jene scholastisch-aristotelische Dialektik entwickelt. Es half nichts, daß von Rom wenn nicht ein Bannfluch doch ein Fluch dagegen ergieng, den „Heiden" noch ferner in die Höhe zu heben oder auch nur weiter zu lesen. Man merkte dabei zu gut, daß es auf den Heiden nicht des Heidenthums wegen abgesehen war, sondern deshalb, weil die spitzfindige Scholastik die bestgeschmiedeten Waffen, mit denen sie auf die alles Grundes entbehrenden Anmaßungen der römischen Curie los gieng, aus der Rüstkammer der aristotelischen Dialektik bezog. Von Franziskanern und Dominikanern folgten die großen und größten Theologen der mächtig gewordenen Strömung der Zeit, die Dogmen und Sentenzen, deren Bekenntniß man früher mit gläubiger Unterwürfigkeit abgelegt hatte, jetzt durch eine wenigstens formelle Zerlegung und Zergliederung ihrer Gedankentheile gleichsam zu sieben, alles unter der Meisterschaft des heidnischen Lehrers, dem die christlichen Schüler Bewunderung und Gehorsam zu verläugnen sich nicht unterwinden und überwinden konnten. Noch der letzte Scholastiker, Gabriel Biel, dessen Tod an den Schluß des 15. Jahrhunderts, also in einen Uebergang fiel, wo die Fackelträger der neuen Kirchenerleuchtung, der Reformation, schon auf dem Wege waren, hatte seinen Zuhörern Predigten über die Ethik des Aristoteles gehalten eine Freiheit und Freisinnigkeit, die einer Kanzel unserer Zeit kaum gestattet würde. Wie begreiflich ist es auf solche Weise doch, daß Aristoteles nur „der Philosoph" schlechthin hieß, als gäbe es außer ihm keinen andern und als hätte er alle philosophische Herrschaft an sich gezogen, und so, als „der Philosoph" schlechthin, wird er auch von Vitoduran auf-

Wegen jener abscheulichen Handlung, die der Papst durchgesetzt, und wegen der Bekämpfung der Armuth Christi fiel der Kaiser Ludwig am meisten den Papst an, es betreibend, daß er dadurch als Ketzer überführt und deswegen unter der fordernden Stimme der Gerechtigkeit abgesetzt und folglich seine ungebührlichen Meinungen als ungültig erklärt werden müßten.

Zu wissen sei auch, daß durch denselben Papst ein großes Blut vergossen und viele Menschenmorde vollbracht wurden in der Lombardei, welche vor vielen Jahren, seit undenklicher Zeit in sich getheilt ist. Denn die einen Städte hangen bis auf den heutigen Tag dem Kaiser an, die andern aber dem Papste. Diese stachelte der Papst Johann zusammt den von ihm gedungenen Söldnern gegen die Partei des Kaisers auf, und so wurden, während er der Kirche vorstand, zwischen der für ihn eifernden Partei der Lombardei und der den Kaiser begünstigenden Partei viele Schlachten geliefert. Häufig aber wurde des Papstes in großer Zahl vorhandene Partei bis zur Vernichtung geschlagen; denn selten, mochte sie mit der andern im Land- oder Seekrieg gekämpft haben, war sie glücklich, son-

---

geführt. Und wie? Hat sich die Kirche dessen zu schämen? Ist unser fromme Minorit irr gegangen, wenn er über die Wege des unerforschlichen Gottes Worte des Aristoteles citirt? Es kann von dem Standpunkte des gläubigen Christen über das Wesen Gottes kaum erhabener gesprochen werden als der Philosoph in den Büchern der Metaphysik und Physik schreibt, in denen unser Chronist gelesen hat. Gott ist, heißt es daselbst, der höchste vernünftige Geist, der eine Herr der Welt, das ewige über der Welt und doch durch die Welt waltende Wesen, in die tiefsten letzten Ursachen aller Erscheinungen schauend und sich selbst darin selig beschauend, das Denken des Denkens; wie er dies aber sei, sagt Aristoteles, das vermöge der Mensch nicht auszudenken. — Wie so vollständig entsprechend dem Sinn des mit Gott und sich selbst ringenden Minoriten, der über den Zusammenhang zwischen dieser irdischen Welt und dem göttlichen Walten ins Staunen sinkt und zuletzt in den schmerzlichen Seufzer ausbricht: Ach mit unsrer kurzen Einsicht reichen wir doch nie dahin, wo wir das geheimnißvolle Wesen verstehen! — Und wenn man nun, steht in der Metaphysik Buch 14 Kap. 7, fragen wollte, wie Gott, der die wirkende Ursache aller Bewegung und darum die höchste, alles nach Zwecken ordnende Vernunft sei, bewegend wirken könne, ohne selbst in Bewegung zu sein, so sei zu antworten, das geschehe eben durch jene Vernunft, denn sie lasse in ihren Gedanken von sich ausgehen die bewegende Macht des Schönen und Guten. Das Schöne, das nichts anderes ist als das an sich Gute, wird der Gegenstand der Begierde. es wirkt also dadurch bewegend, es weckt Lust, Liebe, hinstrebende Sehnsucht, vereinende Seligkeit in einem andern anschauenden Geiste. So bewirkt es dann die unaufhörliche Bewegung durch einen endlosen Gang wundervoller Harmonien, von den untern Stufen aller Welterscheinung bis zu den obersten Stufen, wo die einzelnen Theile und Theilchen des Schönen und Guten zusammengefaßt sind in dem Allschönen und Allguten. Diese vollendete Schönheit in ewiger Ruhe ist Gott, die Weltordnung besteht nur in dem Hinstreben jedes Geistes nach der Harmonie mit diesem ewig Schönen, und die Befriedigung des hinstrebenden Geistes ist nur da erreicht, wo der Geist zu seiner höchsten Eudaimonia oder Seligkeit in der gottähnlichen Beschauung aller Wahrheit und Wirklichkeit gekommen ist! — Wahrlich aus solchen Büchern dürfen sich Mönche und Päpste, Welt- nnd Klostergeistliche, Theologen und Philosophen Lehren vortragen lassen! — Es sei übrigens zum Schlusse bemerkt, daß das Wort Metaphysik in seiner ersten Bedeutung gar nicht das bezeichnete, was wir jetzt darunter verstehen, nämlich das höhere Denken, die übersinnlichen oder transcendentalen Begriffe. Der Ausdruck bildete sich daher, daß bei der spätern Anordnung der sämmtlichen aristotelischen Schriften diejenigen Bücher, welche die übersinnlichen Ideen enthielten, gerade hinter die Abhandlungen der Physik gereihet und sodann meta-physica genannt wurden, d. h. nachphysische oder solche, welche hinter den physischen stehen. Erst hernach ist dem Worte Metaphysik die jetzt geltende Bedeutung geworden, als die Philosophie die äußerliche Veranlassung des Namens vergaß und ihn zum Träger von dem Inhalte jener die transcendentalen Begriffe umfassenden Schriften machte. Aristoteles selbst hieß sie nicht Metaphysik, sondern die „erste Philosophie", die Philosophie des Ursprünglichen und Ursächlichen, weil sie auf Gott als die Ursache aller Ursachen gehe, darum nennt er sie bisweilen geradezu Theologie, während ihm die Physik die „zweite Philosophie" heißt, da sie das Physische, das Veränderliche als das Abgeleitete und ungleich Werdende behandelt.

dern unterlag fast immer und wurde durch Tödtung oder Ertrinken aufgerieben. Deshalb wurde er von Gott bis auf den innersten Grund nicht selten verwirrt, daß er vielmals in einen Wahnsinn oder eine Wuth hingerissen schien. Wenn es aber sich bisweilen traf, daß seine Leute im Kriege den Triumph hatten, war er in solchem Maße lustig, daß er die Grenzen der menschlichen Fröhlichkeit überschritt und durch des Verstandes Ausschweifung und Entfremdung außer sich gezogen und gerissen wurde, so sehr daß er sich ganz und gar nicht mehr halten konnte. Mit einer solchen Begier wünschte er auch, es möchten dem Kaiser unglückliche Ereignisse kommen, daß, wenn ihm jemand lügenhaft oder wahrhaft dergleichen erzählte, dieser sich den Papst sogleich gnädig und gütig fand und der Papst ihm seine Gnade zuwandte, wie von denen angegeben wird, die gegenwärtig waren.

Damit aber die Grausamkeit des Papstes Johann, in Rücksicht auf das unmittelbar Vorhergesagte, klarer ans Licht trete, muß ich aufzeichnen, was ich von einem starken glaubwürdigen Krieger, der unter ihm gedient hatte, gehört habe. In den Kriegen und Schlachten nämlich, welche von dem Papst Johann gegen die ihm feindliche und widersetzliche und dem Kaiser günstige Partei der Lombardei aufgeregt und auf das unheilvollste betrieben worden, wurde in jener ganzen Zeit, da er der Kirche vorstand, nach dem Urtheil und der Schätzung des genannten Soldaten auf beiden Seiten, der des Papstes und des Kaisers, am meisten und häufigsten aber auf der des Papstes, hinter einander so viel Blut vergossen, daß der botannische oder bodmische See, der in der Breite an mancher Stelle bis auf 2 und in die Länge auf 6 oder auf 7 Meilen sich erstreckt, ohne Zweifel ganz blutig erschienen wäre, wenn er jenes Blut aufgenommen hätte. Ueberdies fügte er bei, daß derselbe See von einem Hafen zum andern die Leichen der Umgekommenen kaum fassen könnte. Nichts destoweniger fügte er hinzu, daß einmal in einem Kampfe 100,000 Menschen fielen. Welches Menschen Herz, wenn es nicht von Stein ist, wird nicht erstarren! Wessen Ohren fliehen nicht zu hören das Entsetzen eines so grausamen Schlachtens, das vom Statthalter Christi, sitzend auf dem Stuhl des heil. Petrus, angerichtet ist, der eher für den Frieden der beunruhigten Kirche hätte sorgen sollen, da er auf Erden die Stelle dessen vertrat, der um Frieden zu stiften in die Welt gekommen ist!

Dieser Papst bemühte sich auch einmal auf dem Wege der öffentlichen Besprechung die Meinung aufzustellen, daß vom Anfange der Welt keine Seele mit alleiniger Ausnahme der Seele Christi bis auf den heutigen Tag in den Himmel gestiegen sei, sondern er behauptete, daß, wie ich durch den Bericht vieler Leute vernommen, erst nach dem Tage des Gerichtes die Seelen der Gerechten in das himmlische Reich entschweben würden [1]), und so war die Kirche ganz aus dem Geleise gekommen.

[1]) Außer jener Behauptung, Christus und die Apostel hätten Eigenthum besessen, wurden dem Papste in seinen Predigten besonders von Cesena, Bonagratia und Occam allerlei Irrlehren nachgewiesen. So hob Cesena in einer Schrift gegen den Papst heraus, derselbe habe in einer Predigt gesagt: Gott sei nicht so allmächtig, daß er einen Menschen, der die Taufe nicht empfangen habe, dennoch selig machen könne, und ebenso könne Gott trotz seiner Allmacht nicht bewirken,

Denn die Verklärungstage[1]) der Heiligen oder ihre Feste feiern wir, wenn ihre Seelen, wie die Schrift berichtet, in der ewigen Reinheit Tiefe verschlungen sind. Aber weil es der schlimmste Irrthum ist, solches zu sagen, so werde er weit hinweggeworfen! Denn die Seele Marias, der Mutter Christi, des Petrus und Paulus, seiner Apostel, wären noch im Elend und nicht selig, auf der Wanderung gleichsam und nicht im Besitze, da sie von dem göttlichen Wesen auf solche Weise, so viel ich verstehe, durchaus keinen Genuß hätten. Diese unheilvolle Meinung oder Satzung, vom Papste wie von einem Fürstchen gehegt und ausgegeben, wurde durch viele hoch und niedrig gestellte Geistliche und Laien, welche in Besorgung ihrer Geschäfte am päpstlichen Hof verweilt hatten, bei ihrer Rückkunft zu ihrer Provinz oder Heimat gleich wie durch verschiedene Bächlein in verschiedene Himmelsgegenden der Kirche hingeleitet. Diese falsche und von der Wahrheit Steg ganz abführende Behauptung bestand als ansteckende Krankheit, welche viele Herzen einfältig glaubender Christen an den Orten, wo sie verbreitet wurde, gefährlich befiel.

Zur Zeit dieses Papstes wurde der Herr von Klingenberg, wohnhaft in dem Schlosse Twiel[2]), von den Bürgern von Rottweil, denen er lange aus Rücksicht auf die Gunst des Herzogs Leopold lästig gewesen war, auf dem Felde, wo sie zusammengestoßen waren, getödtet. Er war ein muthiger,

---

daß die Dinge anders geschähen als sie wirklich vorgehen. Etwa 70 verschiedenartige Irrthümer zieht Occam aus den vier Constitutionen des Papstes, die er darum spottend Destitutionen n nnt, und überführt ferner denselben, er habe in einer Predigt des Jahres 1331 gelehrt, daß weder die Seelen der Verdammten noch die Teufel vor dem jüngsten Tage in der Hölle ihre Strafe leiden werden, und ebenso in einer andern Predigt, es sei nicht wahr, daß die Seligen vor dem jüngsten Tage zum Anschauen Gottes selbst gelangten, wenn sie gleich durch das Fegefeuer hinlänglich gereinigt worden wären. Also ganz das, was Vitoduran vorbringt. — Die Sache erregte durch die Kirche großes Aufsehen, zumal der Papst, seine Ansicht zu stützen, viele Stellen der alten Kirchenlehrer zusammensuchte und die Universität Paris auf seine Seite zu ziehen bemüht war. Allein hier erhoben sich Theologen aus allen Orden und Classen dagegen als gegen eine ketzerische Neuerung, darunter auch der Franziskaner Nicolaus de Lyra. Endlich wurde der Streit vor den Thron getragen und Philipp von Valois, VI. von Frankreich, ließ im Jahre 1332 in seinem Palast zu Vincennes eine Anzahl Prälaten und academische Theologen zusammenkommen, um gleichsam unter seinem schirmenden Vorsitz den geräuschvollen Lehrstreit unparteiisch zur Ruhe zu bringen. Da fertigten dreißig derselben ein Schreiben an den König aus, worin sie die Lehre des Papstes, sei sie nun in seinem oder in eines Andern Namen vorgetragen worden, als irrig bezeichneten. Der König wurde gegen den Papst so aufgebracht, daß er ihm drohte, er werde ihn, wenn er die gottlose Meinung nicht widerrufe, verbrennen lassen, qu'il le ferait «ardre». Eingeschüchtert wich nun Johann zurück und antwortete dem König, er habe den schlimm gedeuteten Satz nicht als sichere Lehre aufgestellt, sondern bloß als eine unausgemittelte Frage den Theologen zur Untersuchung vorgelegt. Als er sich bald darauf dem Tode nahe und im Gewissen noch geängstigt fühlte, erklärte er in einer besondern Bulle, er glaube mit der katholischen Kirche, daß die gereinigten und von ihren Körpern getrennten Seelen im Paradiese seien und Gott und das göttliche Wesen von Angesicht zu Angesicht sehen, so weit es nur ihr Zustand gestatte. Sollte er aber sonst etwas gelehrt haben, was mit dem katholischen Glauben, den Bestimmungen der Kirche, der hl. Schrift und den guten Sitten nicht übereinkomme, so wolle er es hiemit widerrufen haben. Diese Berichtigung seiner Irrthümer führt auch Vitoduran weiter unten an.

[1]) Wir haben diesen Ausdruck gewählt für natalitia sanctorum, um der Idee zu dienen, die mit der Feier gegeben sein will. Nämlich natale oder natalitium heißt eigentlich Geburtstag, wird aber von dem Todestag der Heiligen gebraucht, den dann die Kirche in dem schönen Sinne begeht, sie seien durch den Tod als durch eine Taufe zu neuem Leben hindurchgegangen und so jenseits in einem höhern heiligern Wesen wiedergeboren worden. Es sind also die Feiertage ihrer himmlischen Wiedergeburt, Verklärungstage.

[2]) Hohentwiel im würtembergischen Schwarzwaldkreis, berühmte Bergfestung, im Jahre 1800 von den Franzosen unter Vandamme zerstört. Rottweil im gleichen Kreis, am Neckar, nicht zu verwechseln mit dem badischen Rothweil.

kriegerischer und ganz tugendhafter Mann, und deshalb war sein unzeitiger Tod in jener ganzen Gegend oder Umgrenzung traurig und kläglich genug. Sein Andenken sei daher in verdientem Segen auf ewige Zeiten!

Juni. Ebenfalls zu des Papstes Zeit, um das Jahr 1333, ereignete sich zu Luzern durch die Entladung einer wasserschweren Wolke plötzlich und unerwartet eine absonderliche Ueberschwemmung um das Fest des hl. Johannes des Täufers zur Abendstunde. Sie strömte gegen den kleinern Theil der Stadt Luzern, indem sie das ganze Thal einnahm, in solcher Ueberfüllung und Heftigkeit von Kriens her, daß sie den Leuten, die in obiger Stadt wohnten, nicht mit Unrecht einen ungemeinen Schauder und Schrecken einjagen konnte; denn Ausrottung und Zerstörung mit ihrem so überaus heftigen Laufe drohte sie ihnen und eine ungewöhnliche Vernichtung. Denn sie schwemmte das Land weg und ließ bloßen Schlamm hinter sich zurück, den sie über Gärten und Gemüse breitete und sie so deckte, daß nichts anderes hervorschien. Gräben und Gassen der Stadt füllte sie mit Wasser and Sand an, Hütten auch und Speicher trug sie mit sich, und Menschen, die auf ihrem Heu schlafend gefunden wurden, ohne daß sie es wußten, führte sie bis an die Stadt Luzern, und einen großen Stein warf sie über einen hohen Zaun. Den Ambos eines Schmids riß sie von seinem Platze grad aus weg und trug ihn zum Graben der Stadt Luzern, Bettstätten und andere Geräthschaften der Menschen zog sie ganz ungestüm mit sich fort und warf sie in die durch die Stadt Luzern fließende Reuß.

Der Papst Johann war, wie die öffentliche Rede über ihn umging, ein Mann von kleiner Gestalt, mager und sehr häßlich, aber ein ganzer Schwätzer und mit der geläufigsten Zunge, mit der höchsten Sparsamkeit, in Cahors aus niedrigem Stamm geboren. Er war einmal Erzieher des Königs Robert geworden, dann durch vermittelnde Dazwischenkunft der hl. Gemahlin des vorgemeldeten Königs von Apulien zum Bischof von Avignon, weiter zum Cardinal, zuletzt zum Oberhaupt der Kirche erhoben. Unähnlich war er in bemerkenswerther Weise seinem Vorgänger Clemens V. gewesen, der aus der Gascogne, von angesehener Familie gebürtig, ein ganzer Mann, stark und schön war.

Dieser Papst Johann schrieb unter den guten Werken, die er that, sieben Horen des Leidens Christi in rhythmischem Satz, indem er die Stufen der Leiden erklärte, welche unser Herr Jesus in den einzelnen Stunden ertrug, und am Ende schloß er auf die Art des Gebetes und schenkt denen, welche die so von ihm verfaßten Horen täglich beten und durchlesen, den vollen Ablaß. Ebenso sprach er den hl. Ludwig, der als Erbe des Reiches Sizilien und Apulien geboren aus Liebe zu Gott seinem Reiche entsagte und zum Orden der Minderbrüder hinfloh, selig und schrieb ihn in das Verzeichniß der Heiligen ein.[1])

---

[1]) Was hier Vitoduran über den hl. Ludwig, den König von Frankreich, bemerkt, ist irrthümlich angesehen und wahrscheinlich aus seiner nicht immer vollständigen oder zuverläßigen Geschichtskenntniß gekommen. Als gebornen Thronerben des sicilianischen Reiches kennt ihn die Geschichte nicht und kannte Ludwig sich selber nicht. Es gieng vielmehr auf folgende

Das that er nachher auch dem Bruder Thomas, einem ausgezeichneten Lehrer aus dem Orden der Predigerbrüder. [1])

Er soll auch am Ende seines Lebens seine Irrthümer berichtigt haben. Derselben waren außer den von mir oben berührten viele. Nachdem er etwa 19 Jahre gesessen, beschloß er seine Tage.

Weise zu. Der römische Hof war mit dem Prinzen Edmund von England über den Verkauf Neapels und Siziliens in Unterhandlung, konnte jedoch mit ihm der Summe halber nicht übereinkommen. Der Papst Urban IV. bot sie nun Ludwig dem Heiligen an, nicht zwar als Reichsland unter sein eigenes Scepter, sondern als selbstständige Herrschaft für einen seiner Söhne. Allein Ludwig, zu fromm und zu rechtschaffen für den gemeinen Handel, erwiederte dem Papst, das sei nicht ein ihm zugehöriges Land, es sei fremdes Eigenthum; er wolle solches weder in seine Hand noch an sein Haus bringen und nehme überhaupt an dieser sizilianischen Sache keinen Antheil. Sogleich knüpfte Urban das Marktgeschäft mit des Königs Bruder, jenem Karl von Anjou an, der hier so wenig als an andern Orten das redliche Gewissen Ludwigs verrieth und dem Papst um einen ungeheuren Lehenszins zusagte, diesen freilich auf das Papier setzte, aber nie in Baarschaft lieferte — derselbe Karl, der dann das Reich unter ein eisernes Joch spannte, eine mit seinen Franzosen systematisch eingerichte Tyrannei übte und sie über alles Maß hinaus so weit trieb, bis endlich die sicilianische Vesper erfolgte. Ebenso ist irrig, wenn Vitoduran den König aus Liebe zu Gott der weltlichen Herrschaft entsagen und in die Arme des Ordens hinüberfliehen läßt. Jedermann weiß, daß Ludwig als König Frankreichs mit den Schaaren seines Heeres an der Pest in Tunis auf dem zweiten Kreuzzuge gestorben ist, den er im Jahr 1270 unternommen hatte und unternommen unglücklicher Weise nicht gegen Palästina, sondern gegen die Muhammedaner in Tunis, wozu er eben von seinem schlauen Bruder Karl verleitet worden war, welch letzterer bei diesem Zuge darauf gerechnet hatte, den Tribut wieder erhältlich zu machen, den seine normannischen Vorfahren als Fürsten Neapels einst von Tunis bezogen. Hingegen ist anerkannt, daß Ludwig streng religiösen Sinnes war und mitten durch alle andern Dinge zuerst den Weg nahm, die Bedürfnisse seines frommen Herzens zu befriedigen. Als eilfjähriger Knabe König von Frankreich geworden, kam er unter die Vormundschaft seiner Mutter Blanca, welche eine in kirchlichen Dingen äußerlich pünktliche Frau war und diesen Eifer auch dem Sohne beibrachte, sonst aber die Religion nicht sonderlich in ihr inneres Wesen einwirken ließ und an großen Schwächen, an Herrschsucht und einer lästigen Eifersucht so sehr litt, daß sie, nebenbei bemerkt, sogar das Verhältniß zwischen Ludwig und seiner Gemahlin Margaretha fortwährend mit ärgerlichen Händeln trübte. Man erzählte, er habe, wenn er seine Gemahlin im Schloß besuchen wollte, die Hunde peitschen lassen, damit seine Mutter vor deren Geheul des Wandernden Tritte nicht höre, weil sie ihn sonst, wie sie etwa die Laune ankam, wegzujagen pflegte. — Ferner ist nicht zu verkennen, daß Ludwig, ist er auch nicht, wie Vitoduran sagt, gerade zu den Barfüßern übergetreten, doch zu den beiden mächtigen Orden, den Franziskanern und Dominikanern, eine besondere Zuneigung in vielen Beweisen beurkundete und überhaupt in kirchlichen Dingen mit der größten Strenge gegen sich selbst wie gegen andere verfuhr. Als man ihm einmal vorgeworfen hatte, er verbrauche zu viel Zeit mit dem Beten und dem Besuch der Messen, war er mit der triftigen Antwort bereit: „Wenn ich so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und den Vogelfang verwendete, so würde sich gegen mich kein Mund aufthun.“ Aus demselben unermüdlichen Ernst und Eifer stammen auch die beiden Kreuzzüge, die er ja gegen den Willen und mit Widerstreben seiner Großen und selbst der hochgeachteten Mutter vollführte! Von daher, von dieser gewissenhaften Beflissenheit und Aufopferung für Religion und Kirche, nicht aber aus den von Vitoduran angegebenen Gründen, Entsagung auf Reich und Eintritt in Orden, wurde er canonisirt und trägt er in der Geschichte den Ehrennamen des Heiligen.

[1]) Der Dominikaner Thomas, Graf von Aquino, in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Er hätte das Erzbisthum Neapel antreten können, lehnte es aber ab und zog vor, sich der kirchlichen Wissenschaft hinzugeben und besonders die Schulweisheit der Scholastik zu pflegen, die er denn auch wirklich auf den Gipfelpunkt ihrer gelehrten Ausbildung gebracht hat. Thomas war ein so gewandter, mit der seltensten Combination begabter Kopf, daß er, ohne das sprachliche Verständniß des Textes unter der Hand zu haben, den Sinn des Aristoteles da herausdeutete, wo ihn das Dornengeflecht verworrener Uebersetzungen versteckt hielt. Auch am römischen Hofe hieß es von ihm, er befestige wie eine Felsensäule die Kirchenlehre durch die Sprachgewalt des Aristoteles, und um ihn darin zu unterstützen, schickte ihm der Papst den Dominikaner Wilhelm von Moerbeke in Brabant, der ziemliche Sprachkenntniß besaß, aber damit sehr mechanisch und geistlos verfuhr. Wenn nun Wilhelm den Aristoteles in ängstlichem engherzigen Formschnitt Wort für Wort übersetzte, gieng Thomas auf den oft verfehlten und krumm gezogenen Bahnlinien dem Geiste des Philosophen nach und machte sich mit wunderbarem Scharfsinn den ächten Aristoteles zurecht. Diese Uebersetzung kam um 1273 zu Stande. Seine Werke umfaßten mehr als zwanzig Folianten und stellen ein in dem Luftkreis bloßer Spekulation schwebendes Gedankengerüst auf, vor dessen künstlich gefügtem Bau man in Bewunderung des Künstlers geräth, so wenig man sich darinnen selbst heimisch

Auch noch zur Zeit dieses Papstes ereignete sich für die Bürger in Villingen [1]) ein grauses und schreckliches Unglück, daß nämlich die Angesehenern aus ihnen von ihren Herren, den Grafen, nach der Stadt Haslach, wo diese damals den Wohnsitz hatten, hergeholt wurden. Nachdem ihnen die Waffen abgenommen worden und die Herren mit ihnen fröhlich in Speise und Trank sich gütlich gethan hatten, wurden sie alsobald festgenommen und in den Thurm gesetzt, bis sie ein ungeheures und unerschwingliches Geld, das die Grafen ungebührlich und unverhältnißmäßig von ihnen gefordert hatten, bezahlt hätten. Dasselbe hätten, weil es zu viel war, ihre Hände nicht auftreiben können. Die Herzoge von Oestreich, mit ihrem Unglück und Elend mitleidig und für ihr Wohl fürsorgend, lieferten einen Theil, ich glaube die Hälfte, und kauften sie so los und setzten sie wieder in Freiheit, indem sie dieselben für sich und ihre Erben auf immer zu Unterthanen erwarben. Zudem wurde wegen eines zwischen ihnen und dem Grafen von Fürstenberg [2]) erregten Kampfes das ganze umliegende Land durch Brand und Raub verwüstet, denn viele Tage lang fügten sie sich gegenseitige endlose Uebel zu. Als sie sich aber einer den andern lange geschädigt und entsetzlich geplagt hatten, wurde endlich des Friedens Ruhe unter ihnen in freundlicher Beilegung des Streites hergestellt. Durch diese Leiden wurden

---

und zu Hause fühlt. Wenn man wissen will, was eigentlich Scholastik war, so muß man im Thomas lesen. Da findet man alle möglich gedenkbaren Fragen nach Grund, Wirkung, Folge hundertfältig zergliedert, da sind Begriffe über Begriffen, Schlüsse auf Schlüsse, Beweise an Beweisen für alle Fälle zugerichtet, von unten bis oben auf einander gethürmt, in einander geschaltet und geschraubt wie das endlose Räderwerk einer riesengroßen Mechanik, daß, wer ein Stück berührt, auch das andere bewegt und dadurch selbst in die Klemme der Maschine geräth, ohne zu wissen wie ihm geschehen. Daher wußte Thomas die Schüler mit unvergleichlicher Kunst in sein System zu verwickeln; mit seinen Definitionen, Demonstrationen, Argumentationen umstrickte er jeden, der ihm in das Labyrinth seiner Spekulationen folgte und der dann, hatte er einmal das unabsehbare Alphabet begonnen, fast nicht mehr absetzen konnte, bis er zu Ende gekommen war. Thomas wurde in seinem Orden beinahe göttlich verehrt, hieß Doctor angelicus, ein Lehrer wie ein Engel, und seine Schriften galten in den Schulen der Dominikaner so hoch wie die Bibel in den Kirchen, ja wurden noch im 18ten Jahrhundert auf katholischen Universitäten als die „Summe aller Theologie“ und überhaupt aller Gelehrsamkeit studirt. Man glaubte, wenn man das ungeheure Lehrgebäude des Thomas durchwandert habe, so sei man aller Künste und Wissenschaften Meister geworden. Man lernte in den Schulen, die an vielen Orten schlechtweg Thomistenschulen hießen, nur noch die Sätze des Thomas auswendig. Alles kam darauf an, die tausend und tausend Fragen, die über alle theologischen Punkte vorkamen, zu wissen und auf jede die von Thomas gefertigte Antwort bereit zu halten. Der Unterricht war nichts anderes als Worte zersetzen, Begriffe zerlegen, Sätze konstruiren, die einfachsten Dinge mit dichtgesponnenen Fäden überweben, um den Gegner bei der ersten feindlichen Bewegung oder Einwendung in die Enge zu treiben oder gefangen zu nehmen. Das eigene Denken war verschwunden, der Schüler nur noch das Echo vorgeschriebener oder vorgesprochener Sentenzen, die Theologie und jedes Lehrfach ein mechanisch eingetrichterter Gedächtnißkram. Es sei bei Thomas gewesen wie in einem Zeughause, er habe über alle streitigen Punkte 3000 Fragen und 15000 Beweissätze immer parat gehalten und jeden, der bei ihm Rath holte, je nach seinem Bedürfniß bedient. Schade wahrlich, daß ein solcher Geist seine eminenten Kräfte an so müssige Spekulationen verschwendete und aus der Nebeltiefe grauer Theorie die dürren Blätter an den grünen Baum des Lebens pflanzte! Mit Recht hat man darum gefragt, wer der Welt mehr genützt habe, ob Thomas mit den Folianten seines aus leeren Gedankenfiguren zusammengefeilten und zusammengenieteten Systems, oder sein großer Lehrer Albert von Köln, ursprünglich aus Lauingen in Schwaben, in der Zauberwelt als Albertus Magnus wohl bekannt, der durch seine merkwürdigen Entdeckungen und Fortschritte im Gebiete der Mechanik, der Physik und Naturgeschichte die Bewunderung seiner Zeit erregte und sich den Namen eines unübertrefflichen Zauberers verschaffte. Aber begreifen können wir, daß ein Mann wie Thomas von dem römischen Kirchenstuhl aus heilig gesprochen wurde!

[1]) Villingen und Haslach sind im würtembergischen Schwarzwaldkreis.

[2]) Im jetzigen badischen Seekreis.

die Villinger für mehrerer Jahre Dauer an ihrem Eigenthum unschätzbar geschwächt, gelangten aber endlich durch Gottes Hülfe zu einem blühendern Glücksstande, indem sie das verlorne Gut nach und nach wieder gewannen.

Darnach verkaufte Einer, blos dem Namen nach Christ, der That nach aber der schlimmste Ketzer, ja des böswilligsten Verkäufers Judas getreuester Nachahmer, den Leib des Herrn, der von ihm aus der Kirche des hl. Paulus in der Stadt Konstanz gestohlen worden, dort den Juden, daß sie ihn, wie sie wollten, zum Gespött haben könnten. Als derselbe in vielen Hostien, mit dem Teig vermengt, in der Bratpfanne zerknetet worden war und darin noch an Einem fort auf schmähliche Weise verbrannt wurde, und die Magd der Juden, eine Christin, daran hingekommen war, sprang er sogleich an sie heran und blieb an ihrem Arm hängen. Das sah einer aus den dabei stehenden Juden, riß ihn auf der Stelle ab und warf ihn an den frühern Ort zurück. Die Magd aber, welche die Sache still bemerkte, gieng aus dem Haus auf die Gasse und in die Straßen und rief mit beschwerlicher Stimme kläglich und mächtig die Worte: „Der Leib Christi wird von den Juden schrecklich gemartert!" In der gleichen Stunde rief ein Pfarrer von der Kirche des hl. Paulus, dem die eingesegneten Hostien weggenommen und gestohlen worden waren, noch entsetzlicher dazu: „Weh mir, weil mehrere eingesegnete Täfelchen des Leibes Christi vom Altar genommen sind!" Sowie die Bürger von Konstanz dies hörten, liefen sie schaarenweise zusammen und suchten das Unrecht ihres Gottes und den von den Juden angethanen Schimpf zu rächen, tödteten mehrere Juden, die sie auf der verbrecherischen That ertappten, in ihrer Raserei und großen Wuth und schlachteten sie wie Stiere mit den Beilen. Zwölf von ihnen wurden außer die Stadt geführt, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, aber sechs andere in den Rhein geworfen und ertränkt und neun sonst ermordet. Die übrigen Juden jedoch wurden durch die angesehenern Bürger der Stadt beschützt und gerettet. Dieselben brachten am achten Tage — ein trauriger Bericht! — durch eine Ermahnung der Herzoge von Oestreich in Betreff der Juden an die Bürger in derselben Stadt, als nach dem gemeldeten Frevel das bittere Handgemenge vorbei war, rechtgläubige Männer, welche von erhöhten Stellen dem Handgemenge zugesehen, von ihrem Begehren ab und gewannen sie für sich. Denn jene Herzoge zeigten sich, wie man erzählt, des Geldes wegen sehr oft als die Beschützer der Juden, und deswegen nahmen sie nach der Menschen Meinung ab. Sie fiengen es im Jahr der Fleischwerdung unseres Herrn 1322 an, indem sie die Juden in der Stadt Engen [1]) als die Mörder ja Henker und Peiniger eines Bürgerknaben, wie bezeugt worden war, in Schutz nahmen. Und darum ergieng es ihnen hinter einander übel; denn sie starben vor der Zeit und hatten sonst gar kein Gedeihen mehr.

Ebenso kurz vor den erwähnten Dingen, wie durch eine glaubwürdigd Erzählung bei mir und

[1]) Im badischen Seekreis.

andern kund ward, raubte eine Frau in Ehingen [1]), einer Stadt Schwabens an der Donau gelegen, ach, dem Wort oder Namen nach rechtgläubig, der That nach schlimmer als eine Ungläubige, einmal den Leib Christi vom Altar weg und legte ihn verborgen und verdeckt an einen verächtlichen Ort hin, um so durch ihn nach ihrer abergläubigen und ketzerischen Meinung das Trugwerk einer gewissen Zauberei zu vollbringen. Als aber der Leib des Herrn einige Tage an jenem verachteten Ort, den Füßen der Vorübergehenden und Zertretenden ausgesetzt, verborgen gewesen war und in der Zwischenzeit, eines Tages, der Pfarrer der Kirche, deren Abendmahlssacrament durch jene Frau weggetragen worden war, die eingesegneten Hostien des Leibes des Herrn nicht fand, sondern sammt dem Kästchen, in dem sie aufbewahrt waren, entzogen und entwendet sah, machte er, über die Maßen bestürzt, den Mangel und Diebstahl desselben mit Thränen und kläglichem Geschrei den Bürgern kund. Diese stürzten, wüthend in hohem Grade geworden, von göttlichem Eifer entzündet, auf die Juden jenes Ortes, welche sie bei dem begangenen Verbrechen im Verdacht hatten, mit Ungestüm im wildesten Lärm los und tödteten sie, deren 18 gewesen sein sollen. Als aber endlich in Erfahrung gebracht war, daß die genannte Frau die Urheberin der Schandthat gewesen, verrathen durch andere christliche Frauen, die sie vor der Ermordung der Juden das Kästchen, in welchem der Leib Christi verborgen war, den Juden bringen sahen, wie sie es ihnen verkaufen wollte, griffen sie die Frau, die sie jetzt dadurch ganz sicher als des Verbrechens schuldig bezeichneten, und schleppten sie hin zur Pein und Strafe des Todes. Sie bekannte sich öffentlich vor dem Volke des Verbrechens schuldig und wurde deshalb dem Feuer übergeben und verbrannt. Und so sind die Juden, wiewohl sie von der erwähnten Schuld frei und fremd waren, ausgetilgt worden.

1334, Juni. Von dem Kaiser Ludwig will ich sofort eine unschickliche That hersetzen, welche mit seiner ausgezeichneten Würde nicht im mindesten übereinstimmte. In der Zeit nämlich, da der Papst Johann noch da war, die kurz vor seinem Tode vorangieng, belagerte der Graf Rudolf von Hohenberg [2]) aus einer tödtlichen und grimmigen Feindschaft, von der er gegen den Bischof von Constanz gestachelt war (deshalb weil dieser dasselbe Bisthum sowohl durch den Papst als durch die gesetzmäßige Wahl der Geistlichen derselben Kirche erhalten hatte, indem Rudolfs Sohn, Herr Albrecht, ein vorzüglicher Rechtskundiger, Geistlicher der genannten Kirche, auf die Seite gesetzt worden war, nicht eigener Fehler halber, sondern wegen der Gewaltthätigkeit des Vaters, die man in starkem Maße fürchtete und von

---

[1]) Am Südfuß der Alp, Hauptort des Oberamtes Ehingen in Würtemberg, mit bedeutenden Schulanstalten und großem Handelsverkehr.

[2]) Hohenberg war ehemals eine Grafschaft in Schwaben im würtembergischen Schwarzwaldkreis, und gieng noch im nämlichen Jahrhundert, dem die Erzählung angehört, zu Ende des 14. an das Haus Oestreich über, bei dem sie dann bis 1806 geblieben ist. Sie war übrigens getheilt in Ober-Hohenberg mit den Kameralherrschaften und Obervogtei-Aemtern Spaichingen und Oberndorf, und in Nieder-Hohenberg mit dem Obervogteiamt Horb sammt Stadt und Gebiet Rottenburg.

der man wahrscheinlicher Weise den Verdacht hatte, sie komme über die oftgenannte Kirche, wenn der Sohn bei der Wahl durchgedrungen wäre) indem er das Bisthum zu Schimpf und Schande sowohl des Bischofs als der Geistlichen zu verwüsten trachtete, eine Stadt des Bisthums, an einem Hafen des Bodensees gelegen, Meersburg genannt, und verlangte, daß ihm dorthin der Kaiser Ludwig zu Hülfe komme. Dieser kam gleichsam als Soldat zusammt mit den umliegenden, jedoch nicht gar willigen Städten des Reiches herbei. Er mit seinem Heere und mit demjenigen der Städte und der Graf mit der Stärke seines Heeres umschlossen und belagerten die Stadt viele Tage und richteten nichts aus, wiewohl sie sich viele Wochen angestrengte Mühe gaben, um sie einzunehmen. Es lag aber der Grund darunter, weil die Städte der Stadt schonten und sie nicht beleidigen wollten, da sie ihnen benachbart und zudem unschuldig war, und am meisten weil auf der Festung unermüdete und in den Schlachten geübte Krieger waren, die mit Maschinen und Geschützen die Stadt auf das tapferste schützten und diejenigen, welche sie den Thoren oder Mauern allzu nahe gekommen trafen, niederwarfen und sie, wenn sie die Flucht ergriffen, verfolgten und mit dem Schwert umbrachten. Auf dem See wurden sie auch die raubsüchtigsten und grausamsten Seeräuber und führten die Schiffe der Feinde, welche Unterhalt an Getreide oder Wein herbrachten, mit der größten Frechheit weg. Sie fiengen die Schiffe, die von Constanz mit Nahrung gefüllt täglich durch den See kamen, auf und zogen sie durch ihren Hafengang unter männlicher Bedeckung an das Schloß heran. Als sich daher die Belagerer mit der Besetzung des Schlosses vergeblich mühten, ließen sie zuletzt dieselbe liegen und kehrten wieder heim. Denn der Herzog Albrecht, der auf der Rückreise aus dem Lande Schwaben nach Oestreich war und durch die Belagerung hindurchgieng, zog den Kaiser davon ab und trieb in Folge hievon die Andern an zurückzutreten. Daher verblieb die Stadt unverletzt, obwohl der genannte Graf im Anfange der Belagerung mit frechem und hochmüthigem Munde gesprochen hatte: „Ich werde nicht abstehen, bis ich die Maria (das heißt das Bisthum) ausziehe!“ Maria war nämlich dort die Schutzjungfrau. Er starb nicht lange Zeit hernach in Oestreich, während die Maria, unsere Gebieterin, um mit seinen Worten zu reden, bekleidet und gesund verblieb. Unter denen aber, welche es von der Stadt aus gegen die Feinde tapfer trieben, war der namhafteste ein Graf von Toggenburg, damals Geistlicher an der Kirche zu Constanz. Nach ihm aber hielt sich Einer, der von der Wiege auf in kriegerischen Uebungen erzogen war, Namens Jasso, männlich und tapfer. Denn mit den hurtigsten Schiffen, die mit Schiffern und Ruderern wohl versorgt, auch mit Pfeilschützen und andern bewaffneten Männern angefüllt waren, verfolgte er die Schiffe der Feinde, griff sie auf und plünderte sie aus. Fand er auf ihnen aber einige Feinde, so verschonte diese sein Auge nicht. Denn wie ein Löwe wüthete er gegen sie und wurde, um von ihm vergleichsweise zu reden, auf dem genannten See einem Fischer ähnlich, der Fische sucht und Netze spannt; welche er nämlich im See oder Hafen gefunden hätte, die hätte er ins Zuggarn des Todes eingeschlossen.

197stes Stück.